

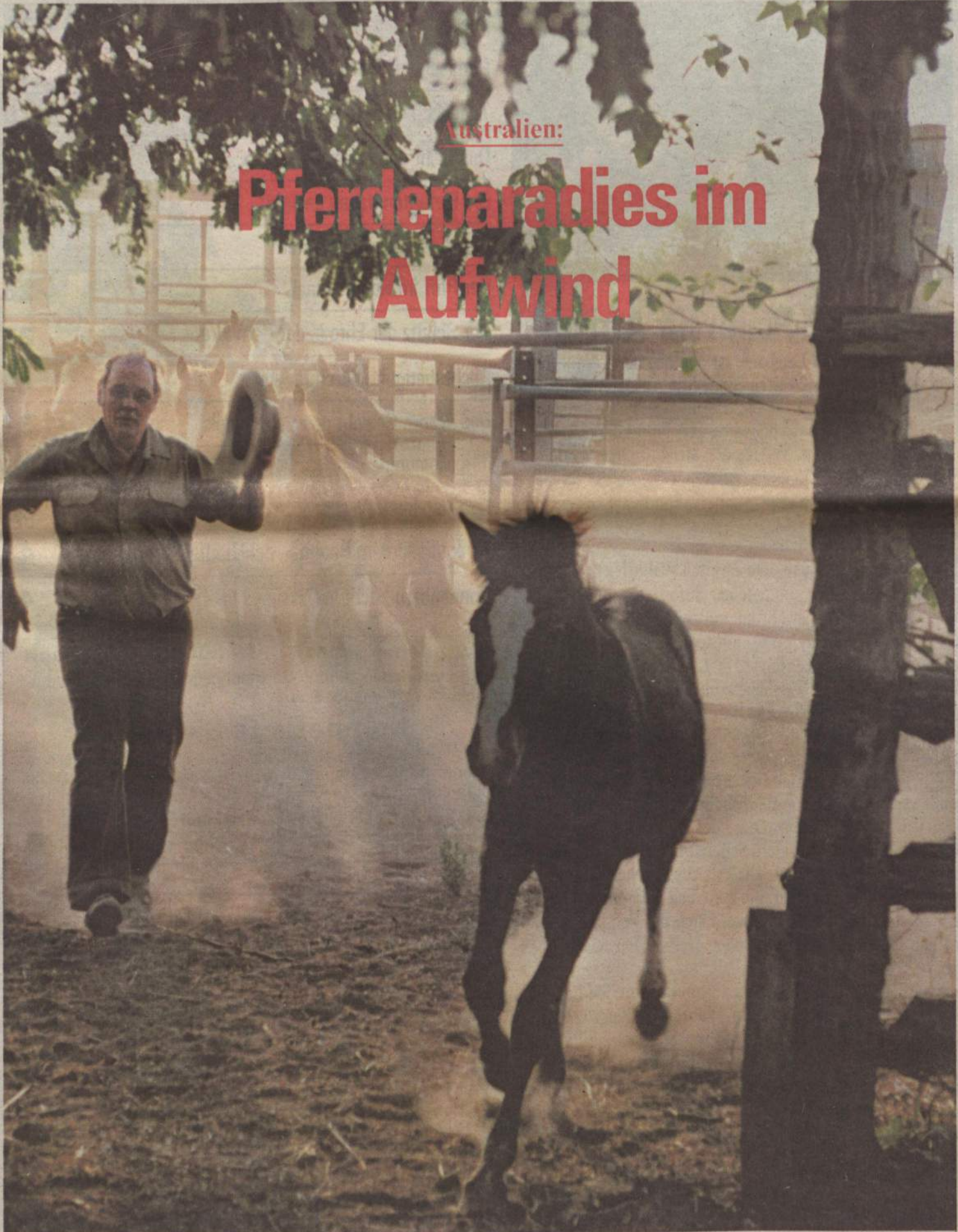
JOURNAL

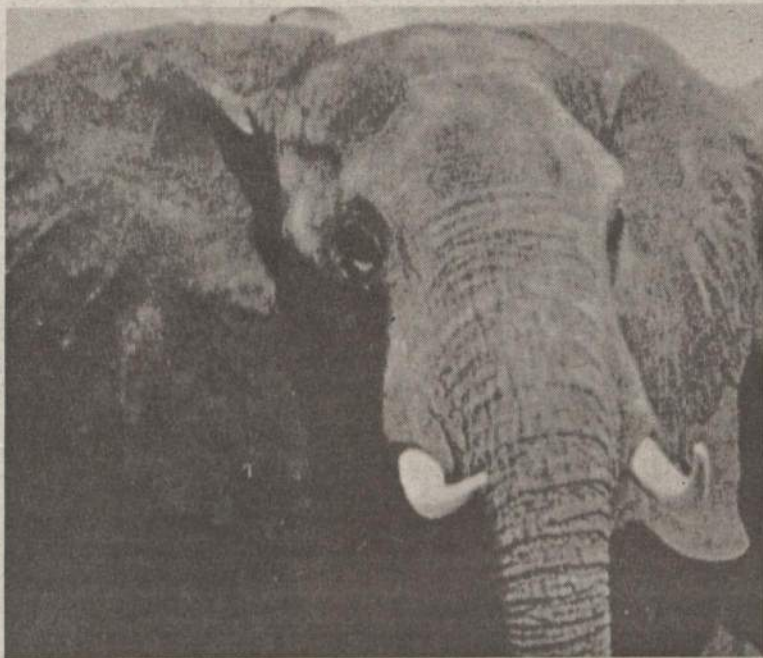
Okt./Nov./Dez. 1989 Nr. 10

Franz Weber

Australien:

Pferdeparadies im Aufwind





«Marshall-Plan» für Afrika

Der Sieg der Elefanten in Lausanne ist ein Sieg der Vernunft, ein Sieg auch der Liebe im weitesten Sinn. Mit Ausnahme von fünf Ländern, unter ihnen Südafrika und Burundi, das keine Elefanten besitzt aber einen florierenden Schwarzhandel mit Elfenbein treibt, haben alle an der Konferenz vertretenen afrikanischen Staaten für den integralen Schutz der Elefanten gestimmt. Ein solches Plebiszit verdient nicht nur unsere hohe Achtung, sondern auch unseren Dank in Form von Taten. Es heisst nun, die vielgepriesene Nord-Südverbindung zu verwirklichen.

Wie die Amerikaner, die nach dem Zweiten Weltkrieg dem darniederliegenden Europa eine umfassende Soforthilfe unter der Bezeichnung Marshall-Plan gewährten, müssen wir jetzt Schwarz-Afrika zu Hilfe kommen, d. h. mit Taten zeigen, dass es uns mit den schönen, an der CITES-Konferenz in Lausanne gemachten Versprechungen Ernst ist. Die westliche Welt muss Afrika beim Schutz der Elefanten und deren Lebensräumen aktiv und finanzkräftig beistehen. Diese Hilfe, auf die westliche Welt verteilt, ist leicht zu tragen, umso mehr als sie sich als eine Rechnung entpuppt, die auch für uns aufgeht. Denn die Elefanten sind ein Erbgut, das uns allen gehört, mehr noch als die Pyramiden, das Schloss von Versailles oder die Akropolis. Und die Lebensräume der Elefanten sind auch unsere Lebensräume, denn sie liefern Sauerstoff, ohne den kein Leben auf unserem Planeten möglich ist. Ein zusätzlicher Grund also, Afrika zu helfen, seine Lungen, die zum Teil auch unsere Lungen sind, zu erhalten. Dieser Aufgabe wird sich die Fondation Franz Weber – ich habe es den afrikanischen Delegierten feierlich versprochen – aktiv widmen.

Die denkwürdige Abstimmung von Lausanne räumt den Elefanten eine Gnadenfrist von zwei Jahren ein. Während diesen zwei Jahren müssen wir Afrika – und der Welt – beweisen, dass die Elefanten und ihre Lebensräume unendlich viel mehr wert sind als das blutige Raubgut, das als geschnitzte Gadgets, Klaviertasten, Gitarrenverzierung und sonstigem Tand in den Handel kommt. Von diesem Beweis hängt unsere Menschenwürde und hängen, nebenbei gesagt, auch unsere Überlebenschancen ab. Wären wir nämlich unfähig, die Elefanten zu retten, wären wir auch unfähig, der übrigen Zerstörung unseres Planeten Einhalt zu gebieten.

Franz Weber.

I N H A L T S V E R Z E I C H N I S

Wilde Pferde begrüßen sich in der Nacht	3
Geheimnisvolle Stadt	13
«Regret»: eine Erzählung von Franz Weber	14
Gerissener Opportunist oder genialer Erfinder?	16
Tagebuch einer Rettung	19
Das Licht von Lausanne	20
Die Elefanten haben gesiegt!	21
Die hässlichen Schwestern	23
Der Pfiff im Kongressaal	26
Der Schutz der Ehre in der Demokratie	27
Rechtsbeugung durch Richter	30
Das wahre Gesicht des Pelzhandels	31
Ihre Meinung	35
Giessbach ist «in»	36
Schluss mit dem Raubbau der Städte	43
Sonnenberg sucht verlassenes Fabrikareal	47

Stellenangebot Grandhotel Giessbach

Da unsere langjährige Gärtnerin sich selbständig macht, suchen wir wieder eine

kompetente Gärtnerin

zur Betreuung unserer berühmten Blumen- und Gartenanlagen. Angenehme Arbeitsbedingungen, neuzeitliche Entlohnung.

Offerten mit Lebenslauf an **Grandhotel Giessbach, Direktion, 3855 Brienz, Tel. 036/51 35 35.**

Impressum

Herausgeber: Franz Weber für die Fondation Franz Weber und Helvetia Nostra

Chefredaktor: Franz Weber

Redaktor: Olivier van Bogaert

Gestaltung: Ernest Ambiehl und Judith Weber

Mitarbeiter dieser Nummer: Rechtsanwalt Rudolf Schaller, Dr. Bill Clark,

Prof. Dr. Pierre Pfeffer, Judith Weber

Titelseite: Franz Weber

Satz und Druck: Zollikofer AG,

Fürstenlandstrasse 122, 9014 St. Gallen

Redaktionsadresse und Administration: Journal Franz Weber,

case postale, 1820 Montreux,

Tel. 021/964 24 24 oder 964 37 37, Fax: 021/964 57 36

Anschrift für Abonnements: Journal Franz Weber, Abonnements,

Case postale, 1820 Montreux (Tel. 021/964 24 24 oder 964 37 37).

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Fotos oder Texten nur mit Genehmigung der Redaktion. Für unverlangt eingesandte Manuskripte oder Fotos kann keine Verantwortung übernommen werden.

Spendenkonto: Falls Sie die Zeitung oder die Arbeit von Franz Weber mit einer

Spende unterstützen möchten, richten Sie diese bitte an

Fondation Franz Weber, 1820 Montreux, PK 18-6117-3

Franz Weber-Territory

Wilde Pferde begrüßen sich in der Nacht

von Judith Weber



Warten

Um die Mittagszeit hätte der Laster im Reservat eintreffen sollen; jetzt ist es schon bald sieben Uhr. Die schnelle australische Nacht bricht herein, kaum steht am Horizont noch ein letztes rotes Glühen.

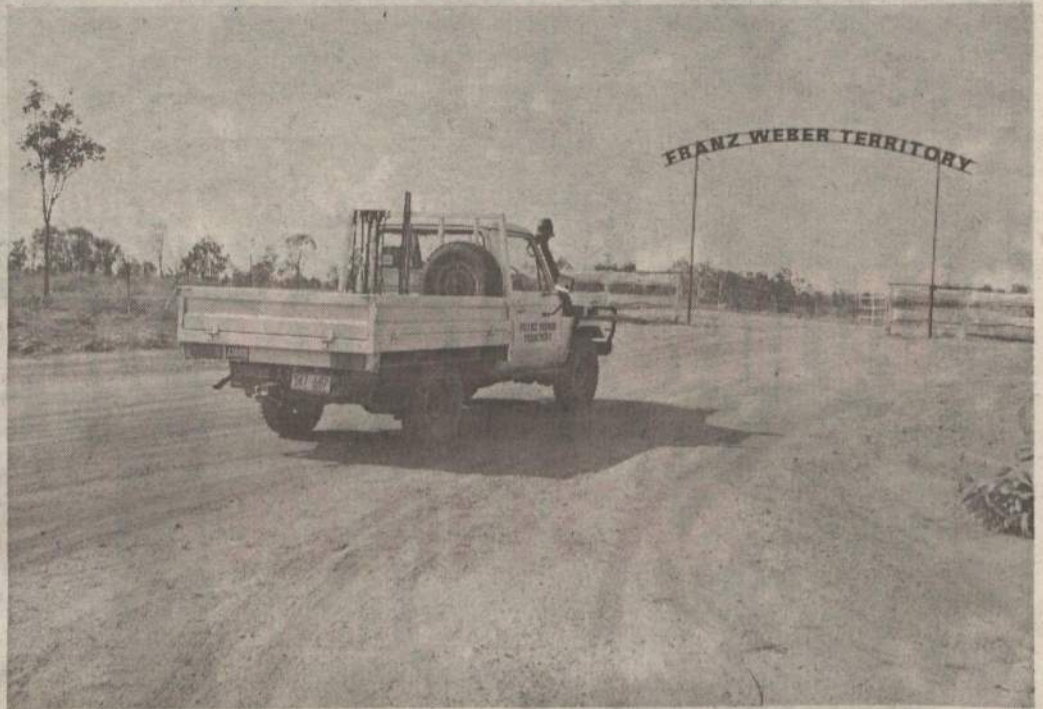
Mary hat neuen Tee aufgegossen. «Mach dir keine Sorgen», sagt sie beruhigend, «es kommt alles gut.» Ich mag diese stille, hübsche Australierin, Bryans Gattin, die das Homestead im Franz Weber-Territory mit ihrem stillen, fraulichen Wirken zu einer richtigen Heimstatt macht.

Die ersten Waler

Aber die Sorge lässt mich nicht los. Es darf ihnen nichts passieren, den 29 kostbaren Waler-Wildlingen, die wir heute aus Mittelastralien erwarten und für die unsere Helfer im Reservat die ehemaligen Rinderkoppeln (holding yards) ganz in der Nähe des Homesteads bereitgemacht haben.

Ben, Bryan und Tex sind noch einmal losgefahren, nach Westen zum Eingangstor des Franz Weber-Territory, um den Transporter aus Alice Springs dort wenn möglich abzufangen und durch die Dunkelheit richtig zu den Yards zu geleiten...

Und jetzt... endlich... Motorenlärm. Unser Landcruiser kommt zurück. Und sein vertrautes Geräusch ist von einem tiefen, gewaltigen Brummen begleitet. Das muss der Lastwagen mit den Pferden sein! Sie halten drüben bei den Yards. Scheinwerfer fegen über die dunkle Erde. Türen knallen. Rauhe Männerstimmen



Einfahrt durchs Hauptportal des Pferdeparadieses.

reden und lachen. Alles ist gut. Sie sind da.

Drei Minuten später stehen auch Mary und ich unter dem Sternenhimmel bei der Einfahrt zu den Gehegen. Der Laster ist rückwärts dicht an die Verladerampe herangefahren. Jetzt werden die Türflügel des Laderaums geöffnet. In äusserster Spannung erwarten alle die nächsten Ereignisse.

Doch zuerst einmal geschieht gar nichts.

Schnauben

Wohl merkt man, dass es dort drinnen lebendig ist, man hört ab und zu ein Schnauben, einen dumpfen Schlag, ein kurzes Getrampel, aber kein Pferd zeigt sich in der Türöff-

nung, und auch die ermunternden Rufe «Hey – hey – baby – come on – come on» von Tex, dem alten Pferdekennner, ändern nichts an dieser Situation.

Schier endlos erscheint mir das Warten – irgend etwas muss doch nun endlich geschehen, denke ich gerade – als plötzlich das erste Pferd auf der Rampe steht. Vorsichtig, ganz vorsichtig setzt es die Beine in der abfallenden, eng umgitterten Gangplanke, die zum Yard hinunter führt, wo für die Ankömmlinge würziges Heu in Ballen bereitliegt. Und nun drängen sich zwei, drei weitere Tiere in der Türöffnung und folgen ihrem mutigen Kollegen eins hinter dem andern die Gangplanke hinunter. Wenig später ist die ganze Herde draussen.

Fressen, fressen...

Die befürchtete «stampede», das wilde, kopflose – und gefährliche – Ausbrechen aus dem Lastwagen, hat nicht stattgefunden.

Ruhig stehen sie Rücken an Rücken als dunkle Masse, die Köpfe ins duftende Heu gesenkt. Sie fressen, fressen, fressen nach ihrer 19stündigen Reise; das frische Wasser in den Tränken beachten sie kaum.

«Nun, die sind für eine Weile beschäftigt», stellt Tex befriedigt fest. Unsere Männer schieben jetzt die schweren Eisenstangen vor die Öffnung zur Laderampe und legen die klobigen Ketten um die Türpfosten.

Die nichtgezeichneten Fotos zu dieser Reportage wurden von Franz Weber aufgenommen.



Die schnelle australische Nacht bricht herein.



Bald darauf sind alle im grossen Wohnraum des Homestead versammelt. Mary hat einen tüchtigen Imbiss auf den Tisch gezaubert: Herrlich süsse Melonen, verschiedene Salate, hartgekochte Eier, Käse, Crevetten und kaltes Geflügel und das unvermeidliche bleiche, weiche, fade Sandwichbrot. Während des Essens werden alle Einzelheiten des Transportes durchgesprochen, die Gründe der Verspätung erörtert. Bier und Cola fliessen in Strömen die durstigen Kehlen hinunter. Aber die beiden Fahrer sind todmüde. Sie wollen so schnell wie möglich nach Pine Creek ins Hotel. Tex wird diese Nacht draussen bei den Pferden bleiben, zur Sicherheit. Halb schlafend, halb wachend im Heu unter dem Sternenhimmel, das macht ihm nichts aus, im Gegenteil, es könne nichts Schöneres geben, behauptet er und schreitet langbeinig ins Dunkel hinaus. Ein paar



Mitgenommen von der langen Reise von Alice Springs nach Bonrook: struppig und vor allem hungrig, hungrig. Die ersten Waler im Reservat.

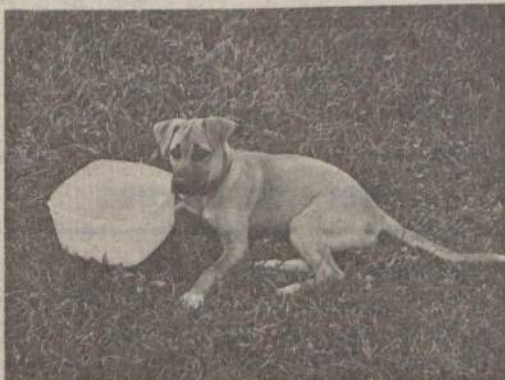
Dosen Bier nimmt er zur Gesellschaft mit.

Meine erste Nacht in Bonrook

Um zehn Uhr wird der Generator ausgeschaltet. Jetzt gibt es nirgends mehr Licht, auch nicht in der Dusche. Bryan und Mary haben sich zurückgezogen. Ben ist mit seiner kleinen Dingohündin Fabelle unter dem Arm verschwunden. Morgen wartet auf alle ein neuer, harter, langer Arbeitstag.

Aber nicht nur für unsere Waler aus Alice Springs ist dies die erste Nacht im Franz Weber-Territory, sondern auch für mich. Zum erstenmal verbringe ich eine Nacht auf Bonrook Station, im Homestead, das noch vor drei Monaten eine schmutzige, verlotterte Hütte war und das sich in dieser kurzen Zeit in ein weisses, luftiges, fröhliches Tropenhaus verwandelt hat.

Es ist meine erste Nacht im Busch, und ich bin viel zu aufgeregt zum Schlafen.



Fabelle, die kleine Dingo-Hündin, verwöhnter Liebling des Hauses.

Mein Zimmer ist auf zwei Seiten wunderbar offen, nur durch ein feines Kreuzgitter nach draussen abgegrenzt. Ohne mich aufzurichten, kann ich den südlichen Teil des Gartens und den breiten Hof überblicken, der im Mondlicht wie unter silbernen Tüchern liegt.

Die Stimmen der Wildnis

Die Nacht ist voller Stimmen, es sind die Stimmen der Wildnis, gespenstisches Gelächter, irrer Gesang, Geflüster, Geraschel. Kleine, flüchtige Gestalten huschen von Schatten zu Schatten. Und irgend etwas klopft und sägt und rollt unaufhörlich gleich über mir unter dem Dach.

Drüben bei den Yards ist alles still. Wie es wohl unseren neuen Freunden zumute sein mag? Wie lange es wohl dauern wird, bis sie sich bewusst werden: dies ist das Ende der Angst, wir sind in Sicherheit? Ich kann es kaum erwarten, sie morgen im Sonnenlicht zu sehen...

Und dann erlebe ich etwas, was unter hunderttausend Menschen vielleicht einem einzigen zuteil wird.

Fliegende Mähnen

Es kommt plötzlich etwas herangefahren wie ein weiches, rauschendes Donnern. Eine Staubwolke, im Mondlicht schneeweiss schimmernd, wallt auf im Hof. Und in der Staubwolke erkenne ich wogende Schultern, gespannte Häuse, fliegende Mähnen. Wie die wilde Jagd brausen sie vorüber, kaum zehn Meter von mir entfernt, eine Herde von sicher achtzig Pferden, die Erde zittert unter ihren Hufen. Und jetzt kommt von den Yards her ein vielstimmiges Wiehern, und aus der jagenden Herde kommt

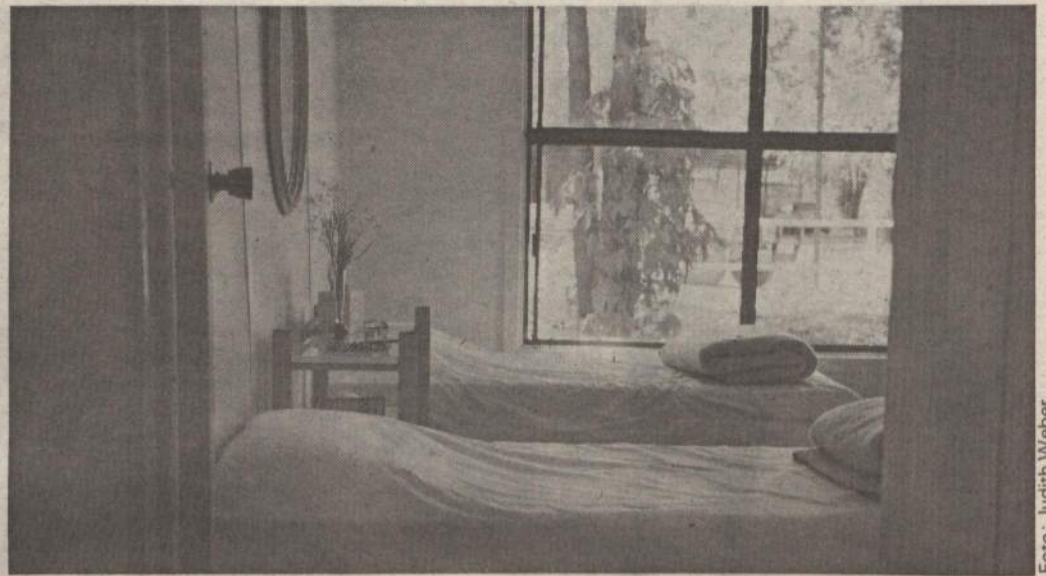


Foto: Judith Weber



Foto: Judith Weber

In wenigen Monaten hat sich die schmutzige, vernachlässigte Hütte unter Anleitung von Judith Weber in ein weisses, luftiges, fröhliches Tropenhaus verwandelt.

vielstimmig die Antwort: Wilde Pferde, die sich in der Nacht begrüßen...

Wunderbares Vogelkonzert

Mit einem gewaltigen Konzert von unbeschreiblichem Wohlklang be-

güssen die Vögel rund um das Homestead den herannahenden Tag. Es ist ein lautes, süßes Flöten und Tuten, eine ganz bestimmte, reizende Melodie, die von nah und fern und von allen Seiten erschallt und wie ein mächtiger, wunderbarer Kanon ineinanderklingt, während unzählige andere jubelnde Stimmen die Begleitung singen.

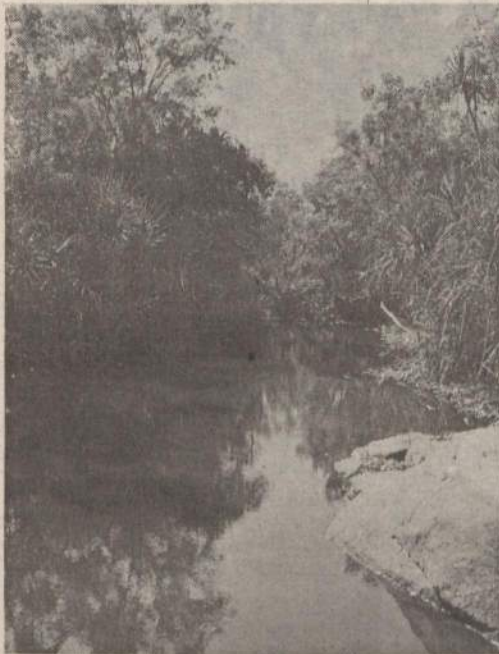
Noch ist es so dunkel wie mitten in der Nacht... aber jetzt scheint das Dunkel plötzlich schwach rosenschwarz getönt. Und fast ebenso plötzlich verstummt das Vogelkonzert. Im nächsten Augenblick wird alles mit Gold übergossen. Der Tag bricht an, sieghaft und freudig, in Minutenschnelle.

Der erste Morgen

Drüben in den Koppeln erleben unsere Waler aus Alice Springs ihren ersten Morgen im Franz Weber-Territory. Das hohe Gras im grossen Mittelgehege, das ihnen über Nacht offenstand, ist kahlgefressen. Jetzt stehen



Fliegende Mähne...



Idylle vor der Haustür: der natürliche und nie versiegende Wasserlauf beim Homestead. Ihm verdanken wir das wunderbare Morgenkonzert unzähliger Vögel.

sie schon wieder fressend an neuen Heuballen.

«Nun, wie gefallen sie dir?» fragt Tex, der neben mich getreten ist. Tausche ich mich oder lächelt der Australier leise auf den Stockzähnen?

«Gut, gut», antworte ich mechanisch und kann doch meine Enttäuschung kaum verbergen. Das sollen die vielgerühmten, sagenhaften Waler sein, der Stolz der australischen Armee im ägyptischen Feldzug – diese klein und verzagt wirkenden Pferdegestalten mit den hervorstehenden Rippen und dem glanzlosen, struppigen Fell?

Tex braucht meine Gedanken wohl nicht einmal zu lesen, er kennt sie. «Sind etwas mitgenommen, die Gesellen», bestätigt er gelassen. «Aber gib ihnen ein paar Tage Ruhe, gutes Futter, gutes Wasser; was meinst du, was du dann vor dir haben wirst?»

Vollkommene Waler

«Ich habe sie mir etwas grösser vorgestellt», gebe ich verlegen zu. Und muss mir ein schallendes Spottgelächter gefallen lassen. «Du liebe Zeit, das sind doch fast alles Fohlen! Acht-, neunmonatige Babies die meisten! Was denkst du, wie die noch wachsen werden! Struppig? Das ist ganz normal. Die tragen doch ihr Winterkleid. Es wird in Alice Springs jetzt grausam kalt in den Nächten.»

Und dann, wie im Selbstgespräch, die Augen prüfend zusammengekniffen, fährt der erfahrene Pferdemann in abgehackten Sätzen fort: «Fast alles

Hengste... ein paar ganz, ganz gute drunter... das ist gute Ware, die richtige Waler-Ware... Dann vier, fünf... nein sechs Stuten, dort die Fuchsstute, sieh dir diese Beine an, diese Haltung... das ist... ja, das ist der vollkommene Waler-Typus. Der graue Hengst mit dem weissen Gesicht... wachsen wird der zwar nicht mehr gross, aber das ist ein Pferd, das ich selbst gerne hätte.»

Wie recht Tex hat, das zeigt sich schon in den allernächsten Tagen. Unsere kleine Walerherde erholt sich zusehends. Die anfängliche Schreckhaftigkeit und Verzagtheit weicht der natürlichen stolzen Neugierde. Die Köpfe werden schon recht hoch getragen, und manche Pufferei und Keilei entsteht im Gedränge um den besten Platz bei den Heuballen.

Freundschaft mit dem Menschen

Ob es wohl wirklich wahr ist, dass diesen Pferden die Freundschaft mit dem Menschen noch im Blute liegt? Das ist die Frage, die mich beschäftigt. Am dritten Tag schlüpfte ich durch die Eisenplanken in die Koppel. Ich bin jetzt ganz allein mit den wilden Pferden, von denen mich keine Schranke mehr trennt. Sie kommen mir nun doch sehr gross und zahlreich und bedrohlich vor, aber ich sage mir innerlich, dass Pferde ja keine aggressiven Tiere sind, dass ihr Schutz in der Flucht liegt. Also gehe ich ganz, ganz langsam, fast unmerklich auf die grösste Gruppe zu.

Sie hören alle gleichzeitig auf zu fressen, heben die Köpfe und wenden sich mir zu. Fünfzehn, zwanzig Au-

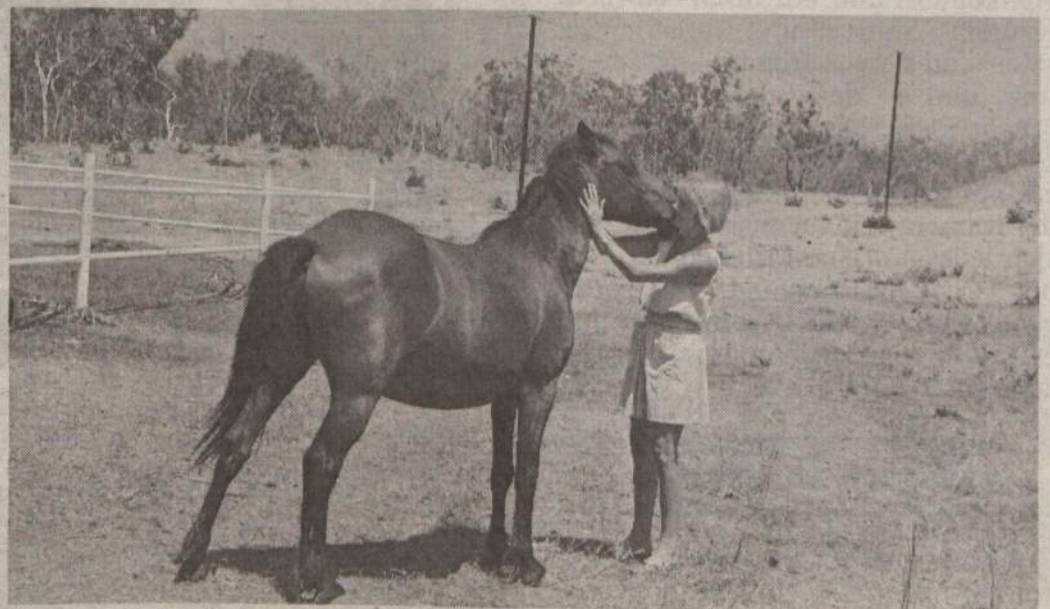
genpaare sind in äusserster Aufmerksamkeit auf mich gerichtet, oh hätte ich jetzt meinen Fotoapparat bei mir! Unbeweglich stehen wir einander gegenüber, ich wage nicht näher heranzugehen, ganz, ganz langsam hebe ich den Arm und strecke die Hand nach diesen freundlich-gespannten Pferdegesichtern aus, aber... ach wie schade: sie weichen zurück. Ein leises Wogen entsteht in der Gruppe, eine wellenhafte Zurück- und Wegbewegung, sie drängen nach dem Tor zum zweiten Gehege hin und sind bald alle hindurch und hinter den breiten Planken verschwunden.

... es schnauft mir in den Nacken

Doch jetzt werde ich sanft und doch ganz deutlich in den Rücken geschubst. Ein weiches Maul, eine samtene Nase gleitet tastend an meiner Seite hoch und schnauft mir in den Nacken. Das Waler-Erbe! Ein unbeschreibliches Gefühl überflutet mich. Sachte, ganz sachte drehe ich mich um... und stehe Auge in Auge mit einem weissen und einem lachsfarbenen Pferd. Oh, wer diesen Augenblick festhalten könnte! Doch schon kommt von der zweiten Koppel her ein warnendes Wiehern. Die beiden Wildlinge folgen dem Ruf augenblicklich. In einer erstickenden Staubwolke bleibe ich zurück.

Ein Monat später mit Franz Weber

Es ist gut, dass unsere neuen Pensionäre sich so schnell eingewöhnen und



Ein Augenblick vollkommenen Glücks: Eine wilde Brumby-Stute lässt sich von Judith Weber vor dem Homestead streicheln.



Erlebnisse, wie sie nur dem Besucher des Franz Weber-Territory zuteil werden: übermütige wilde Junghengste brechen aus einem Versteck.

erholen. Denn einen Monat später ist das Fernsehen mit Franz Weber in Bonrook! Eine Crew der ABC (Australian Broadcasting Corporation) und ein Team des Französischen und Schweizerischen Fernsehens. Sie wollen mit Franz Weber das Reservat erleben, seine Eindrücke unmittelbar erfahren. Mit ihren Landrovern und Helikoptern und mit ihren schweren Kameras, Stativen und Aufnahmegegeräten sind sie von früh bis spät unterwegs und an der Arbeit. Trotz der brennenden Sonne, auch in der ärgsten Hitze. Und unsere Waler werden zu internationalen Stars. Vor laufender Kamera begutachtet von Tex, der sich jedes einzelne Mitglied der kleinen Herde im Prüfstand, einer speziellen, engen Koppel, vornimmt, und es in knappen, fachmännischen Sätzen beurteilt.

Besuch aus Darwin

Am Mittwoch, dem 20. September, kommt hoher Besuch nach Bonrook. Das Ministerium für Land- und Hausbau (Lands and Housing) schickt eine

Delegation mit dem Auftrag, die Entwicklung unseres Reservates zu begutachten, die ausgeführten und laufenden Arbeiten zu inspizieren und Besprechungen mit uns zu führen. «Was hier vollbracht wurde, grenzt an ein Wunder», sagt John Pinney, der Atta-

ché des Ministers, nach einer zwei-stündigen Rundfahrt durch das Gelände zu Franz Weber. Auch sein Kollege, der gestrenge Landinspektor Ted Easton, ist beeindruckt. Die Herren sind ab heute bereit, unser Projekt nach Kräften zu unterstützen. Nach



Ein neugeborenes Fohlen entdeckt die Wildnis.

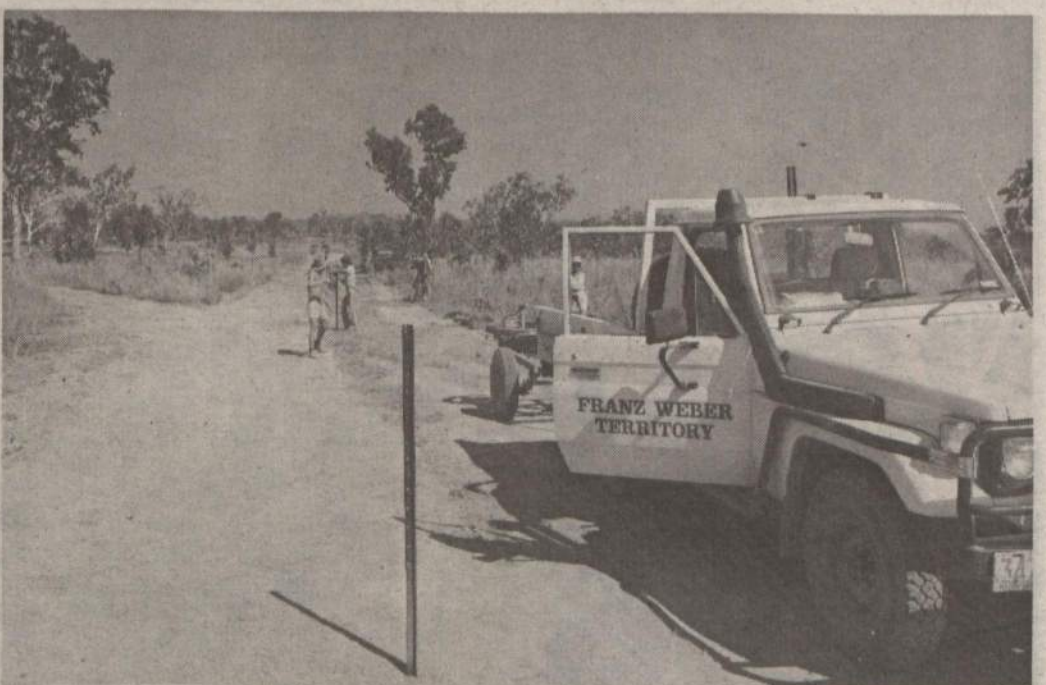
dem Lunch im Homestead werden in bester Laune Zukunftspläne erörtert, die Möglichkeit einer späteren Erweiterung des Reservatgebietes erwogen, der Standort eines zukünftigen Besucherdorfes besprochen. Kaum merken wir, dass die Fernsehkameras immer dabei sind...

Auch bei der harten täglichen Arbeit in der glühenden Sonnenhitze sind sie dabei: Beim Errichten der Zäune. Sie filmen unsere Männer beim Einpflanzen der Stahlpföcke, beim Abrollen der Kabel, beim Spannen der Drähte. Wohl an die hundert Kilometer Zaun sind seit Anfang April bereits entstanden, Kilometer, die regelmässig kontrolliert und von jeder Vegetation freigehalten werden müssen. Denn ein einziger den elektrischen Draht berührender Zweig oder Grashalm würde den Strom auf weiter Strecke unterbrechen und die Wirkung des Zauns dadurch zunichte machen. Dann wären unsere Pferde wieder in Gefahr.

Am Nachmittag erklärt Ben den Fernsehleuten die «Pferdefalle», die nach dem Prinzip der Hummerfalle funktioniert: Das Tier kann mühelos hineinmarschieren, findet aber nicht mehr hinaus. Mit dieser Vorrichtung sollen möglichst viele Pferde, die noch in uneingezäuntem Gebiet herumstreifen und dadurch in Gefahr geraten könnten, in die sicheren Gehege gelockt werden. Der Köder ist das Wasser, das die Pferde von weither riechen und das sie unwiderstehlich anzieht.



Ein Facharbeiter befestigt die Drähte unter den Augen der Kamera. Der zweitoberste, nach innen geneigte Draht steht unter Strom (aus der Solarzelle).



Ein langer, harter – und heisser Arbeitstag im Franz Weber-Territory. Kilometer um Kilometer Zaun muss aufgestellt und kontrolliert werden. Unsere Einzäunungen, die über Hunderte von Kilometern laufen, bedeuten für unsere Pferde Freiheit in Sicherheit.



Eine Falle zum Wohl und Heil der Pferde. Dieser wilde Hengst, vom Wasser angelockt, wanderte mühelos ins Innere des Refugiums. Es gibt kein Entrinnen mehr, aber er ist in Sicherheit. Eine Fläche von der Grösse der Kantone Schaffhausen und Zug zusammengenommen, d.h. 500 km², stehen ihm jetzt zur freien Verfügung. Laut wiehernnd ruft er seine Gefährten.



Kamerateams des schweizerischen, französischen und australischen Fernsehens warten gespannt auf das Hineintraben der gerufenen Stuten und Fohlen. Doch das Ereignis wird sich erst in stockdunkler Nacht abspielen...



Das Warten hat sich gelohnt: die Kamera überrascht eine Horde wilder Pferde beim allabendlichen Galopp zu den Wasserstellen.



Vom Helikopter aus, im goldenen Morgenlicht: Wilde Pferde in ihrem Reich.

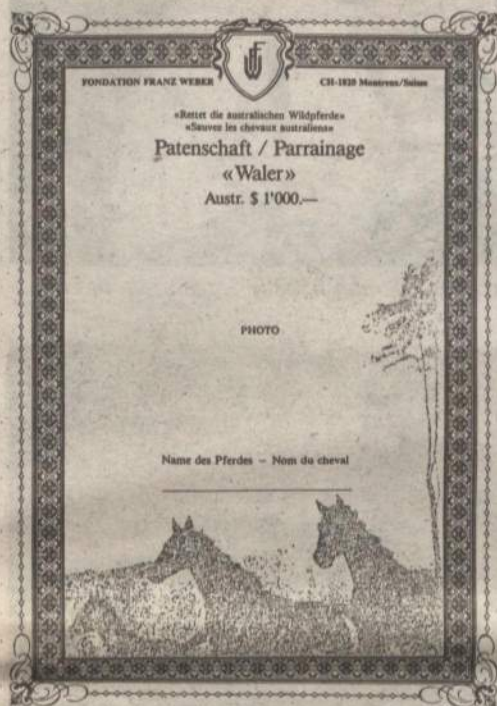


«Hunter» heisst dieser Waler, der bereits ein bleibendes Heim gefunden hat.

Auch Sie können einem australischen Wildpferd einen Platz in der Arche Noah verschaffen...



Mutter und Kind in der Sicherheit des Franz Weber-Territory.



Die «Waler»-Patenschaft

Patenschaft für einen «Waler», einen Vertreter jener alten, kostbaren Pferderasse, die in der rauen Freiheit der australischen Wildnis überlebt hat und heute auf der ganzen Welt gesucht ist. Die Waler werden in unserem Reservat sorgfältig ausgesondert und in geduldiger Arbeit wieder an den Kontakt mit dem Menschen gewöhnt. Sie erhalten ein Bild und eine genaue Beschreibung «Ihres» Waler. Sie bestimmen seinen Namen, werden regelmässig über sein Gedeihen informiert und können ihn auf Wunsch erwerben. Die «Waler»-Patenschaft kostet 1000 australische Dollar pro Jahr.

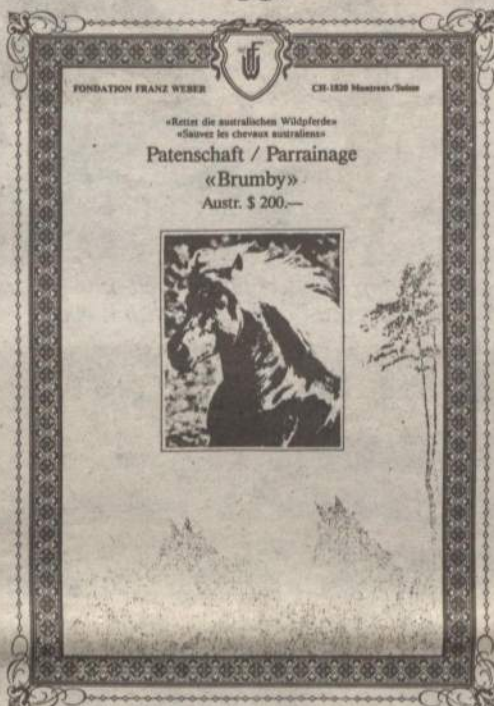
Aber jede, auch die bescheidenste
Spende ist für das Überleben unse-
res Pferdeparadieses in Australien
wichtig und willkommen!

Postcheckkonto 18-6117-3
Fondation Franz Weber
1820 Montreux
Kennwort «Australien»

Wir danken Ihnen!

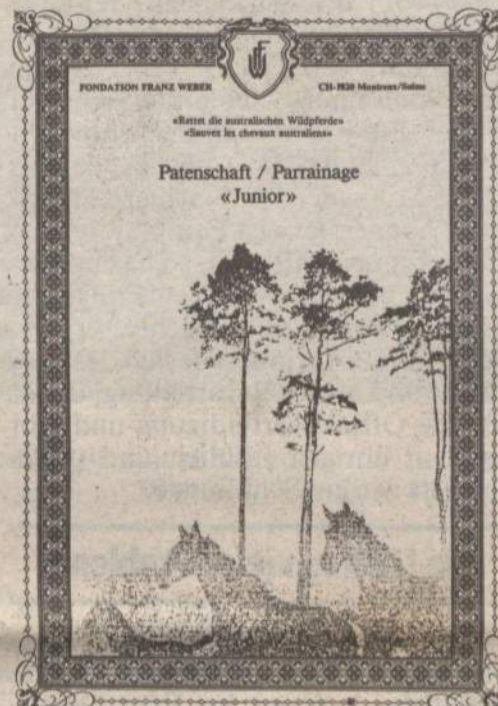


**FONDATION
FRANZ WEBER**
Tel. (021) 964 37 37,
Telex 453 177 frwe ch,
Fax (021) 964 57 36



Die «Brumby»-Patenschaft

Patenschaft für ein wildelebendes Pferd, ein «Brumby», das keiner besonderen Rasse angehört und einfach mit unzähligen anderen Pferden in unserem Reservat frei und glücklich umherstreift. Es wird naturgemäss einige Zeit beanspruchen, «Ihr» Pferd innerhalb der Herden auf dem riesigen Gelände zu identifizieren. Nach Möglichkeit werden Sie jedoch eine Aufnahme Ihres «Patenkindes» erhalten sowie regelmässige Nachrichten vom Leben und von den Geschehnissen in unserem Pferdeparadies. Die «Brumby»-Patenschaft kostet 200 australische Dollar pro Jahr.



Die «Junior»-Patenschaft

(für Kinder und Jugendliche bis zu 16 Jahren)
Patenschaft für ein wildelebendes Pferd, das in der Sicherheit und Freiheit unseres Reservates zusammen mit vielen Artgenossen eine bleibende Heimat findet. Die «Junior»-Paten erhalten regelmässig Nachricht vom Leben und von den Geschehnissen in unserem Pferdeparadies. Die «Junior»-Patenschaft kostet Fr. 50.- pro Jahr.

BESTELLCOUPON

Bitte einsenden an Fondation Franz Weber, Case postale, CH-1820 Montreux

Ich bestelle:

_____ «Waler»-Patenschaft(en) à sFr. 1300.-/FF 5200.-/DM 1530.-
(AUS 1000\$ = Jahresbeitrag 1990)

Name des Pferdes: _____

_____ «Brumby»-Patenschaft(en) à sFr. 260.-/FF 1040.-/DM 310.-
(AUS 200\$ = Jahresbeitrag 1990)

_____ «Junior»-Patenschaft(en) à sFr. 50.-/FF 200.-/DM 60.- (Jahresbeitrag 1990)

Name: _____

Vorname: _____

Genauere Adresse: _____

Datum: _____

Unterschrift: _____

Nach Eingang Ihrer Überweisung erhalten Sie von uns die Patenschaftsurkunde(n).
WICHTIG: Falls es sich um ein Geschenk handelt, bitten wir Sie um Angabe des Namens und der Adresse des Paten oder der Patin.

Auch Minister Steve Hatton ist pro

Nicht nur der Minister für Land- und Hausbau, Daryl Manzie, ist dem Franz Weber-Territory wohlgesinnt, sondern auch der Minister für Umwelt- und Naturschutz, Steve Hatton. Es ist der gleiche Steve Hatton, der 1988 vom Internationalen Gerichtshof für Tierrechte in Genf unter dem Präsidium von Franz Weber wegen der grausamen Helikopterjagd auf wilde Pferde moralisch verurteilt wurde... Steve Hatton war damals Chief-Minister des Northern Territory. Aber er beweist Fair play.

Zusammen mit seiner charmanten Gattin nimmt er eine Einladung Franz Webers zum Nachtessen an. Schmunzelnd erinnert er sich des Prozesses und seiner Verurteilung, dankt für die Officialverteidigung und gibt sich im übrigen fröhlich und unbeschwert wie ein Schuljunge.

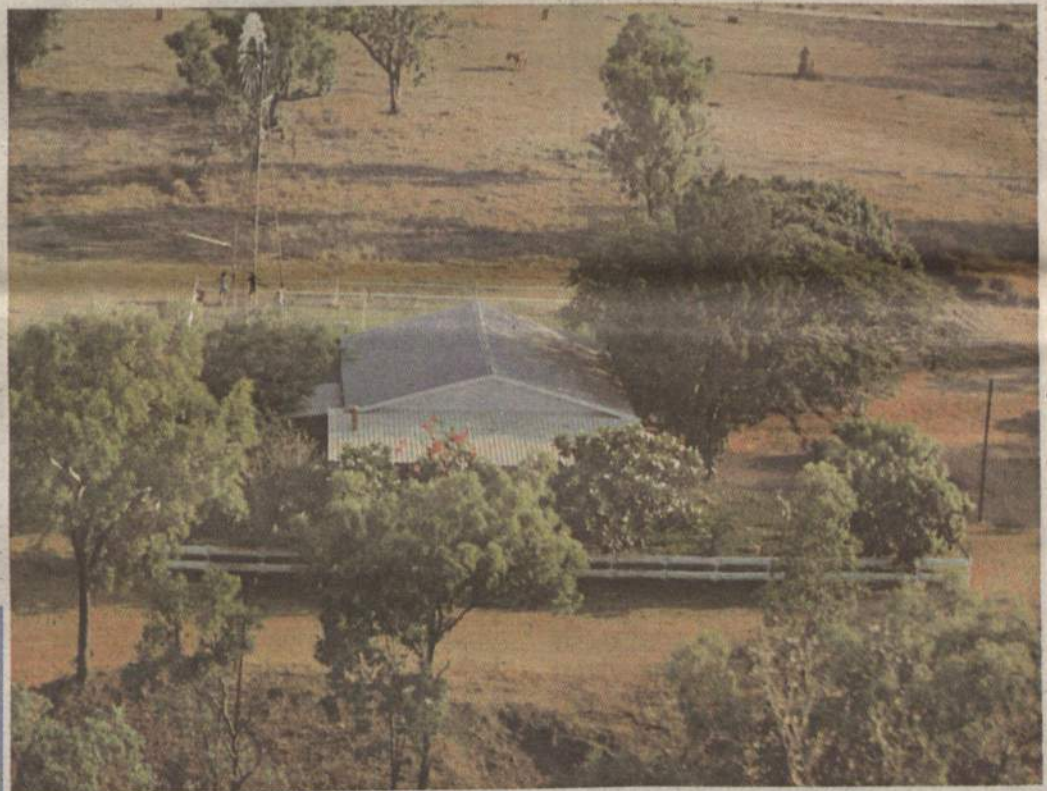
Die Lösung vieler Probleme

Wir reden an diesem Abend auch viel über die Zukunft unseres Pferdeparadieses. «Wenn Ihr Euer Geburtenregelungsprogramm wirklich durchführen könnt», sagt Steve Hatton, «wenn Euch das gelingt, wer wollte dann nicht mit beiden Händen applaudieren? Es wäre die Lösung so vieler Probleme!»

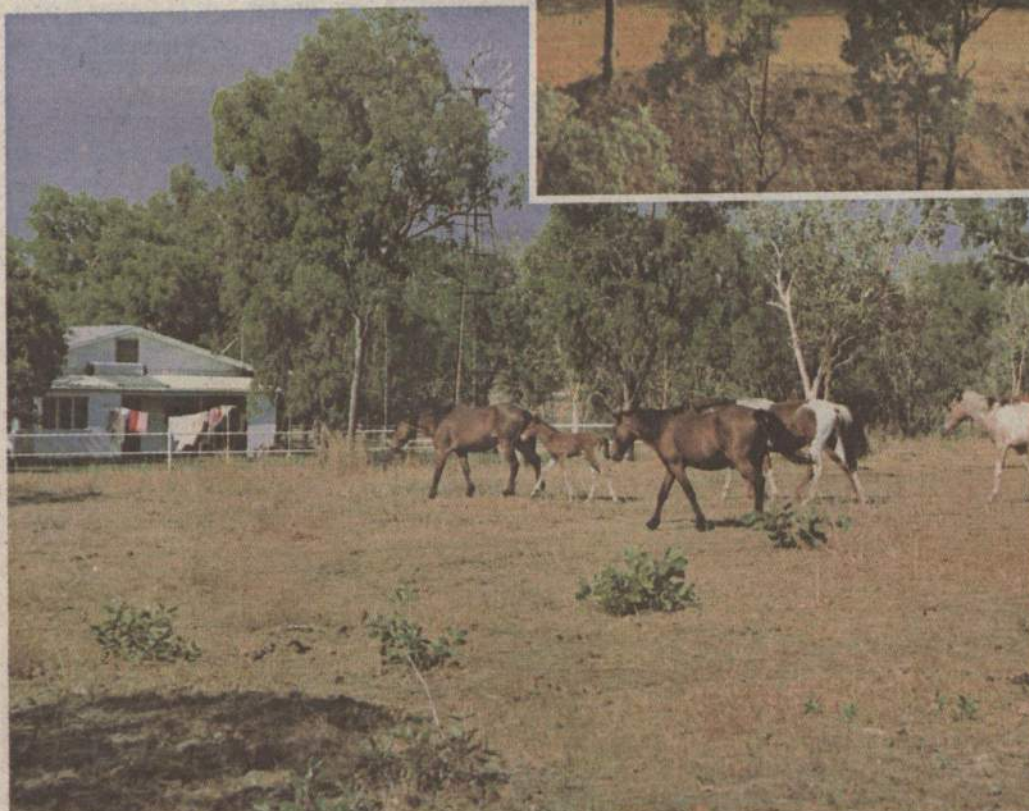


Steve Hatton, Minister für Umwelt- und Naturschutz, und Gemahlin beim Nachtessen in Fanny Bay, Darwin, mit Franz und Judith Weber.

Foto: Max Blüchel

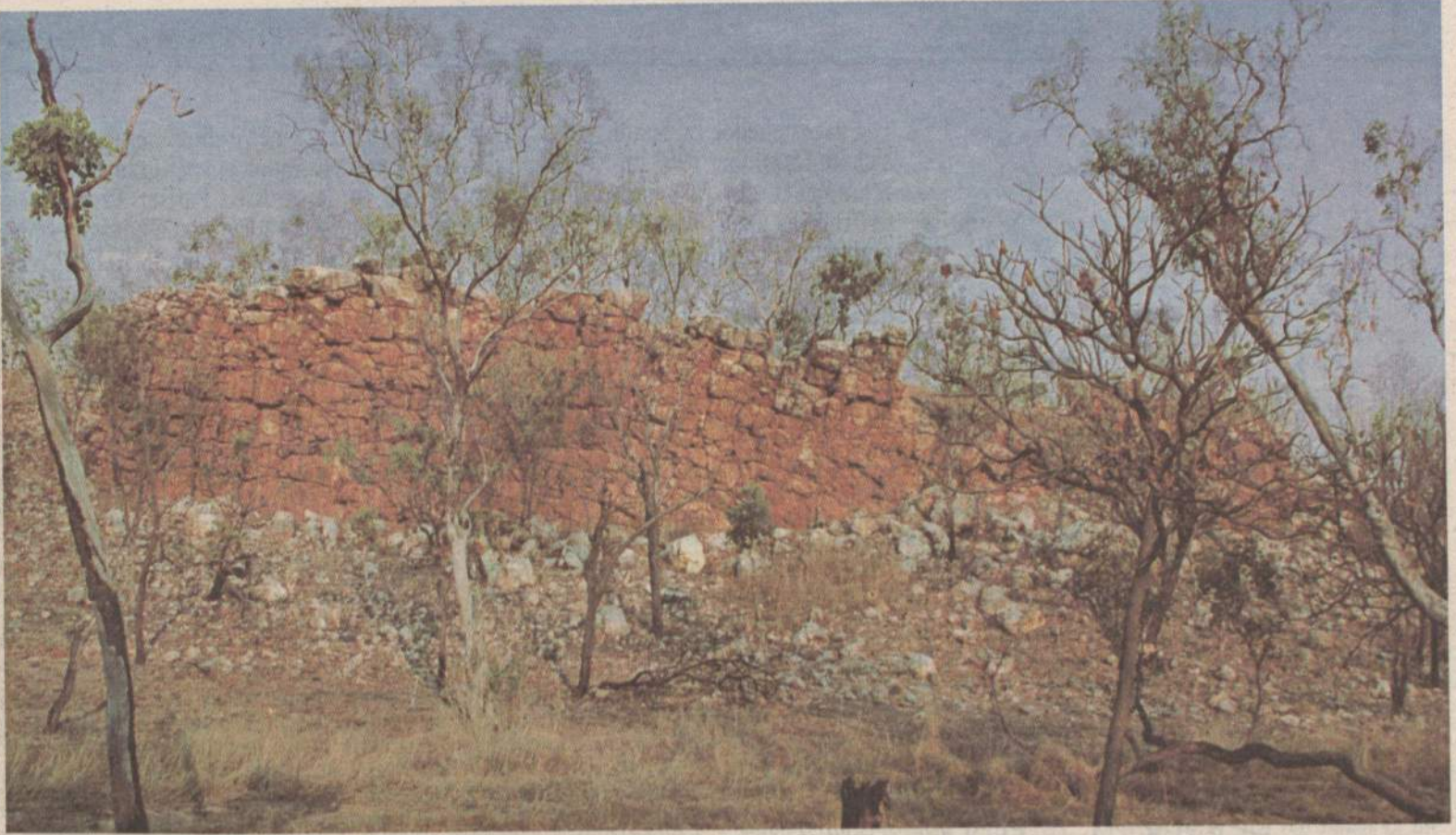


Das Homestead von Bonrook im Franz Weber-Territory: grüne Insel am Ende des trockenen und heißen nordaustralischen Winters.



... und die wilden Pferde weiden friedlich bis zum Gartenzaun.

Und gegen Ende des Abends besprechen wir noch ein Lieblingsprojekt des Ministers: die drei- oder vierwöchigen von Pferdekennern geleiteten Ritte mit jungen Australiern durch das Top End. Ein einziges Mal hat die Regierung das Programm durchgeführt, in der Hoffnung, dass andere die Fackel weitertragen würden. Andere? Ganz bestimmt werden wir diese ändern sein! Und die jungen Reiter werden nicht nur aus Australien, sondern auch aus Europa kommen! Das sagen wir dem Minister. Sein starker Händedruck beim Abschied sagt uns, dass er auf uns zählt. ■



Mitten im Franz Weber Territory liegen die Ruinen einer geheimnisvollen Stadt. Diese Mauern mit ihren gewaltigen Quadern müssen in grauer Vorzeit von Titanen geschichtet worden sein. Woher kam dieses Riesengeschlecht? Von welchem Stern?

Geheimnisvolle Stadt

Bonrook – das heutige Franz Weber Territory – ist nicht nur ein landschaftlich reizvolles und überaus abwechslungsreiches Gebiet mit Hügeln und Tälern und Felsengrotten, mit weiten Ebenen seidigen Grases, mit lichten Wäldern aus schneeweissstämmigen Bäumen, mit Palmengruppen, die an seerosenbewachsenen Tümpeln und langsam ziehenden Wasserläufen stehen. Bonrook ist auch ein historisch sehr interes-

santes Gebiet. Und seine Geschichte geht viel, viel weiter zurück als die Geschichte von Bonrook der Rinderfarm, die das Goldgräberdorf Pine Creek vor 150 Jahren mit Fleisch belieferte... und unendlich viel weiter als die Geschichte des weissen Australiens überhaupt.

Denn wie einige wenige andere Gebiete im Northern Territory besitzt Bonrook eine «versunkene

Stadt». Geologen und Archeologen verlieren sich in Mutmassungen. Für uns steht fest: Es kann sich nicht um eine natürliche geologische Formation handeln. Die sorgfältig geschichteten, riesigen Quadersteine zeugen von überragender Handwerkskunst; die engen Türen, die hohen Torbögen, die vollkommen senkrechten Wände und Türme waren Paläste eines grossen, verschollenen Geschlechts.

Unvergesslich ist das Spiel der Abendsonnenstrahlen auf dem uralten Gemäuer aus goldenem Stein. Und später, im Violettblau der einbrechenden Nacht, wenn der Widerschein des Lagerfeuers groteske Schatten an den gigantischen Wänden tanzen lässt, fühlen wir plötzlich, dass die Zeit nicht existiert und diese Ruinen der versteinerte Ausdruck einer ewigen Wiedergeburt sind.



Die nachstehende Erzählung von Franz Weber basiert auf einer wahren Begebenheit, die sich im Dezember 1962 im Norden Frankreichs ereignete und in einer Kurzmeldung von zehn Zeilen als «Traurigste Neujahrgeschichte» in der grossen Pariser Tageszeitung «L'Aurore» am 2. Januar 1963 ihren Widerhall fand. Was bedeuten die erschütternden und in der Erzählung genau wiedergegebenen Abschiedsworte des Kindes wirklich? Wem ist Regrets Seele gefolgt und wohin? Den Seelen seiner Pflanzen in die Vorgärten des Paradieses? Die Antwort ist jedem Leser selber überlassen.

Die Redaktion

Regret, der kleine Kuhhirt, trieb seine Tiere in den Stall, band sie in ihren Ständen fest und füllte die Krippen mit Heu. Dann rannte er hinaus ins Feld.

Niemand im kleinen Ardennendorf, wo er verdingt war, kannte seinen wirklichen Namen, und keiner fragte danach. Alle nannten ihn Regret, auch die Bauern, die ihn aus dem Waisenhaus geholt hatten – so verschwiegen und melancholisch war er immer. Der Knabe schien sich mit seinem Übernamen abzufinden. Doch einmal, als ein Stallknecht des Nachbardorfs sich über sein trauriges und verschlossenes Wesen lustig machte und ihn hänselte: «Immer reumütig, Kleiner, Du hast deinen Namen wohl zu Recht verdient!», da brauste er auf:

«Ich heisse nicht Reumut!»

Und um zu zeigen, wie sehr er seinen Spötter verachtete, spuckte er aus. Der Stallknecht betrachtete ihn kichernd:

«Nun sag schon, Kleiner, wie heisst du denn, wenn nicht Regret? Heisst Du etwa Trübsal?»

Das Kind schaute seinen Peiniger herausfordernd an. Dann liefen ihm plötzlich Tränen übers Gesicht. Schnell flüchtete er in die Scheune.

Hinter Getreidesäcken, die den ganzen Dachboden bedeckten, hatte sich Regret einen winzigen Schlupfwinkel eingerichtet. Das Tageslicht sickerte durch eine verstaubte Luke herein. Ein paar Pflanzen wanden ihr Grün an den Säcken empor. Regret liebte und verehrte sie. Für ihn waren sie lebendige, beseelte Wesen. Wenn er sich allein wusste, sprach er voller Ehrfurcht zu ihnen. Neben den Töpfen lagen zwei dicke Botanikbücher. Regret hatte sie von seiner Mutter geerbt. Jedesmal, wenn er darin blätterte, sah er die Sterbende vor sich in dem ärmlichen Krankensaal mit dem gesprungenen Waschbecken und der nackten Glühbirne, die an der Decke hing, spürte er den durchdringenden Äthergeruch. Jedes Wort, das sie ihm zugemurmelt hatte, als sie sich zum letzten Male an seinen Hals klammerte, lebte in ihm

weiter: «In dieser Welt, mein Kind, sind Dir nur die Pflanzen treu. Wende dich nie von ihnen ab. Deine Seele ist ihnen ähnlich.» Dann war ihr Kopf auf das Kissen zurückgesunken. Vor dem heulenden Wehklagen seines Vaters war Regret durch die Gänge, über Treppen und Hof des Krankenhauses ins Freie geflohen. Wie ein Irre war er in den Wald gerannt, um seinem übermächtigen Kummer zu entinnen. Drei Tage blieb er dort versteckt – bis ein Landjäger in einem Gebüsch auf den scheinbar Leblosen stiess.

Regrets Vater hatte das Verschwinden und Wiederauftauchen seines Sohnes kaum wahrgenommen. Nun vollends dem Trunk ergeben, kümmerte er sich nicht mehr um ihn. Regret kam ins Waisenhaus. Die beiden vergilbten Bücher mit den vielen Pflanzenbildern, letztes Andenken an seine Mutter, blieben sein einziger und geheimer Schatz.

Regret zog sich ganz in sich selbst zurück. In jedem freien Augenblick vertiefte er sich in die beiden Abhandlungen, und oft, statt zur Schule zu gehen, streifte er im Feld herum auf der Suche nach Hahnenfuss, Nieswurz und Angiospermen. Als Strafe für sein Schwänzen brachte ihn der Waisenvater bei Bauern unter.

Seine Pflegeeltern misshandelten ihn nicht, aber sie liebten ihn auch nicht. Sein ständiges Schweigen reizte sie. Doch was hätte er sagen, ihnen anvertrauen können? Er war ein Fremder unter ihnen.

Ein einziges Mal nach dem Tod seiner Mutter glaubte er sich verstanden. Das war an einem sonnigen Morgen, als er auf dem Weg zur Weide mit einem Gärtner ins Gespräch kam, der hinter einem Parkgitter ein Blumenbeet anlegte. Regret war fasziniert stehen geblieben, grüßte schüchtern und wagte schliesslich die

Regret

Eine Erzählung
von Franz Weber



Frage, ob auch er eines Tages Gärtner werden könnte. Der Mann stützte sich einen Augenblick auf seine Schaufel:

«Wenn du willst, kannst du wohl», sagte er väterlich. «Aber vorher musst du lernen.»

«Ich habe schon viel gelernt», antwortete Regret stockend und begann mit klopfendem Herzen, seine Kenntnisse preiszugeben.

Erstaunt fragte der Gärtner:

«Hat man dir das alles in der Schule beigebracht?»

«Meine Mutter hat es mich gelehrt», erwiderte Regret stolz. «Sie hat mir auch alles über die Seele der Pflanzen erzählt.»

Der Gärtner musterte ihn überrascht, rieb sich den Bart:

«Nanu, mein Kleiner. Die Pflanzen haben keine Seele. Hat dir der Pfarrer das nie gesagt?»

«Glauben Sie denn nicht an die Seele der Pflanzen?» fragte Regret bestürzt.

«Nein. Natürlich nicht!»

«Warum geben Sie sich denn so viel Mühe mit ihnen?»

«Weil es mein Beruf ist.»

«Weil es Ihr Beruf ist», wiederholte Regret mechanisch.

Er hatte plötzlich keine Lust mehr, weiterzusprechen; alles in ihm war leer. Wortlos wandte er sich den Kühen zu, während der Gärtner achselzuckend wieder an die Arbeit ging.

Die ersten Fröste kündigten schon den nahen Winter an, als Regret eines Tages beim Eintreten in die Wohnstube voller Entsetzen seine kleine, unermessliche Welt auf dem Tisch zur Schau gestellt sah: die beiden Bücher seiner Mutter und die Pflanzen. Seine Pflegeeltern starrten verständnislos. Der Knecht hatte alles beim Räumen in der Scheune gefunden und in die Stube geschleppt.

«Das gehört mir!» schrie Regret in panischem Schrecken. «Das gehört mir, nur mir allein!»

Der Bauer drehte sich langsam nach ihm um und musterte ihn drohend:

«Das also tust du hinter unserem Rücken, du kleiner Schuft: schmökern und Unkraut ziehen, statt zu arbeiten. Ich werde dich lehren, pass auf!»

Er schmettete die Töpfe zu Boden, zertrat die Pflanzen und schleuderte trotz einer flehenden Gebärde seiner Frau die Botanikbücher in die hochlodernen Flammen des Kamins.

Regret stiess einen dumpfen Schrei aus und brach bewusstlos zusammen.

«Du gehst zu weit!» bemerkte die Bäuerin.

Sie hob das Kind auf und trug es ins Zimmer.

Als Regret zu sich kam, sah er starr vor sich hin. Man nötigte ihn zum Nachtmahl, aber er rührte nichts an. Seine weit aufgerissenen Augen hafteten unentwegt auf dem Bauern. Als dieser den anklagenden Blick nicht mehr länger ertragen konnte, hieb er mit der Faust auf den Tisch und begann zu brüllen. Regret sprang auf, stürzte zur Tür und floh in die kalte Nacht hinaus. Die Frau wollte ihm nacheilen, doch der Bauer versperrte ihr den Weg.

«Lauf doch diesem Nichtsnutz nicht hinterher!» donnerte er. «Er wird schnell genug zurückkommen, wenn ihm vor Kälte die Zähne klappern.»

Doch Regret kehrte nicht zurück. Am andern Tag bot man den Landjäger und den Pfarrer auf. Eine grosse Suche begann. Überall wurde gestöbert, in jeder Scheune, in jedem Schuppen, in jedem Gebüsch. Regret blieb verschollen. Eine Woche

nach seinem Verschwinden behauptete eine alte Frau, ihn am Waldrand gesehen zu haben, eingehüllt in einen langen schwarzen Mantel, der ihm um die Fersen schlotterte. Niemand glaubte ihr. Man gab die Suche auf.

Regret war tatsächlich in den Wald geflohen. Nachts schlief er in einer Holzfällerhütte, am Tag versteckte er sich in einem hohlen Baum.

In der Hütte hatte er ein paar Konservendosen und einen Sack Kartoffeln gefunden. Doch er ass nur spärlich davon. Er verspürte immer weniger Hunger. Je länger er fern den Menschen lebte, um so näher fühlte er sich den Pflanzen.

Zu seinem Kummer wurden diese immer seltener. Von den Wurzeln einer Eiche geschützt, leuchteten in Moos gebettet noch ein paar Glockenblümchen. Regret tat alles, sie dem Tod zu entreissen. Er flocht zu ihrem Schutz Binsen, umsäumte sie mit Laub. Doch vergeblich. Eines nach dem andern starben die Blumenglöckchen. Nur ein paar Farnkräuter trotzten noch dem Frost. Bald verwelkten auch sie. Die Bäume standen kahl, Schnee bedeckte die Tannen.

In der Heiligen Nacht klangen die Weihnachtsglocken bis zur Holzfällerhütte. Regret folgte ihrem Ruf, wagte sich aus dem Wald heraus. In den Häusern strahlten und funkeln die Lichter mit feenhaftem Glanz, als seien sie der Widerschein des sternbedeckten Himmels. Menschengestalten bewegten sich zur Kirche. Etwas Unermessliches berührte Regrets Herz. Mit der Welt versöhnt, kehrte er in seinen Wald zurück.

In der Hütte hegte er ein Farnkraut. Er schlief neben ihm, erwärmte es mit seinem Atem. In die-

ser Nacht vertraute er ihm sein plötzliches Glück an, seine alles umfassende Liebe.

Als der Morgen dämmerte, hatte er das Gefühl, die Seele des Farns rufe ihn an. Er neigte sich über die Pflanze, die ihre Flügel müde hängen liess. Er flehte sie an, zu bleiben, ihn nicht zu verlassen. Er schöpfte Schnee, liess ihn in seinen verfrorenen Händen zergehen und träufelte die Tropfen auf die Wurzel. Er schützte die Pflanze mit seinem Mantel und flüsterte ihr Liebesworte zu. Dennoch starb sie. «Ich folge Dir in die Nacht!» murmelte er.

Am Neujahrmorgen stapfte ein Holzfäller, der im Nachbardorf Silvester gefeiert hatte, auf seinem Heimweg an der Hütte vorbei. Eine merkwürdige Ahnung liess ihn die Türe aufstossen. Erschüttert trat er einen Schritt zurück. Er hatte Regret gefunden. In den erstarrten Fingern hielt der Junge ein verdorrtes Farn, sein Kopf ruhte auf der Tischplatte. Neben ihm lag ein Stück Papier mit der von Kinderhand gekritzelten Botschaft: «Ich bin Euch allen gut. Verzeiht mir. Ich bin ihnen in die Nacht gefolgt.»

Durch die offene Tür wehten Schneeflocken herein.



Gerissener Opportunist oder genialer Erfinder?

Mit zunehmendem Gebrauch der EDV wurde anhand von mehreren Studien gezeigt, dass die Strahlen der Leuchtschirmröhre von Computern für die regelmässigen Benutzer und insbesondere für schwangere Frauen nicht unschädlich sind. Doch die Wissenschaftler geben auch zu, dass es schwierig ist, vollständige und zuverlässige Angaben auf diesem Gebiet zu erhalten. Der Genfer Unternehmer Jacques Surbeck behauptet, dass es ihm dank eines biologischen Verfahrens gelang, die Lösung der Probleme zu finden: er hat ein Produkt auf den Markt gebracht, das sämtliche schädlichen Strahlen neutralisieren soll. Die Tatsache, dass er ein grosses Geheimnis aus seiner Erfindung macht und einige Testergebnisse missbraucht wurden, lässt Zweifel an der Seriosität des Unternehmens aufkommen. Trotzdem wollte bisher niemand die Tests nochmals machen, die Jacques Surbeck ins Feld führt, um die Zuverlässigkeit seines Apparats zu beweisen. So kommt ihm der Zweifel zugute...

Man kann damit rechnen, dass der Computer in etwa zehn Jahren zu den meisten Haushalten genauso gehören wird wie der bzw. die Fernseher. Ein TV- und ein PC-Bildschirm haben zusammen zwei kathodische Röhren und senden etliche Strahlen mit schwacher Energie aus, über de-

Von Olivier van Bogaert

ren Schädlichkeitsgrad sich die Geister der Fachleute scherden. Zwischen dem «Ungefährlich» der Computerhersteller oder des BIGA und dem Warnschrei des Genfers Jacques Surbeck, der den «A-Nox-Computer» erfunden hat, hört man die Ermahnungen der Wissenschaftler zur Vorsicht: für sie liegt die Wahrheit in der Mitte. Doch leider ist letztere in diesem Bereich gar nicht so offensichtlich.

Für Jacques Surbeck hingegen liegen die Tatsachen sozusagen auf der Hand: mit den Apparaten der Physiker kann man keine Strahlen über 1 Millionstel Watt pro cm² messen, während eine lebende Zelle bis zu einem Billionstel Watt pro cm² aufnehmen kann. Seine Schlussfolgerung: den offiziellen Angaben ist nicht zu trauen, denn sie sind unvollständig.

Das andere Extrem ist die Ansicht des Bundesamtes für Indu-

strie, Gewerbe und Arbeit (BIGA), gemäss der die ca. 300000 Computerbenutzer in der Schweiz keine genügend grosse Gruppe sind, um eine Umfrage durchzuführen und zuverlässige Ergebnisse über die bestehenden Risiken zu erhalten. Das BIGA verweist deshalb auf ausländische Studien «von ausreichendem Umfang und auf wissenschaftlichen Grundlagen basierend» und kommt zu dem Schluss, dass die verschiedenen «nicht-spezifischen Störungen im Zusammenhang mit der Bildschirmarbeit im allgemeinen auf eine unzulängliche Einrichtung des Arbeitsplatzes und eine zu hohe psychische Sensibilität zurückzuführen sind». Des weiteren schliesst das BIGA jegliches Risiko für schwangere Frauen, die am Bildschirm arbeiten, aus. Diese Stellungnahme wurde im Sommer 1988 abgegeben.

Jacques Surbecks Antwort darauf: «Ich verstehe, dass das BIGA in Panik gerät bei dem Gedanken, dass mehrere hunderttausend Personen die Arbeit niederlegen könnten, wenn sie erfahren würden, welchen Gefahren sie ausgesetzt sind.» Und er fügt hinzu: «Stellen Sie sich nur einmal vor, dass in den Vereinigten Staaten ein Prozent der 10 Millionen Computer-Benutzer Frauen sind, deren Wechseljahre dadurch früher einsetzen als normal. Wenn

jede von ihnen 100000 Dollar Schadenersatz verlangt, dann macht dies 10 Milliarden Dollar (über 15 Milliarden Franken), welche die Computerhersteller zahlen müssten. Denn die amerikanische Gesetzgebung bittet Hersteller von gefährlichen Produkten massiv zur Kasse.

Das schwedische Beispiel

Vor einigen Jahren hat Schweden gezeigt, wie man vorbeugen kann: den Angestellten der Stadt Göteborg (zweitgrösste Stadt des Landes) wurde es erlassen, am Bildschirm zu arbeiten. Fünf dänische Gemeinden taten kurz danach dasselbe. Dennoch lieferten die Ärzte dieser beiden skandinavischen Länder keinen entscheidenden Beweis für die negativen Folgen der Bildschirmarbeit auf die weibliche Bevölkerung. Die Leitung der schwedischen Umweltschutzbehörde hat im Laufe der Jahre 1976/77 und 1980/81 10000 Geburten und Abtreibungen analysiert und keine prozentualen Unterschiede bei den Schwangerschaftsunterbrüchen oder Fehlgeburten zwischen den beiden Perioden festgestellt, obwohl die Benutzung des Computers in dieser Zeit stark zunahm. Die Forscher betonten hingegen, dass bei Personen, die regelmässig am Computer sitzen, häufig müde Augen und Hautjucken festzustellen sind.

Eine beunruhigende Studie aus Kalifornien

Viel beunruhigender ist aber die Studie, welche von drei Forschern des privaten Gesundheitsinstituts Kaiser in Kalifornien durchgeführt und von zwei Spezialisten des berühmten New Yorker Mount Sinai-Spitals bestätigt wurde. Laut ihnen haben die Frauen, die über 20 Stunden wöchentlich am Bildschirm arbeiten, zweimal mehr Fehlgeburten als andere Angestellte. Die kalifornischen Forscher haben ausserdem bei Kindern von Frauen, die über fünf Stunden wöchentlich am Bildschirm sitzen, eine Zunahme der genetischen Störungen von über 40% festgestellt. Die beiden New Yorker Ärzte setzen ihre Untersuchung fort. Diese hat

in Amerika bereits grosses Aufsehen erregt. Wie man sieht, sind wir hier doch ziemlich weit von den beruhigenden Tönen des BIGA entfernt!

Wir dürfen uns also keine Illusionen machen: dort, wo die Wissenschaft «schwimmt», wimmelt es nur so von Beispielen und Gegenbeispielen. Und die Gelegenheit ist günstig für alle möglichen mehr oder weniger «genialen Erfinder» mit ihren «Wundermitteln». Doch sagen Sie Jacques Surbeck ja nicht, dass sein «A-Nox-Computer» zu diesen gehört... Er wird Ihnen nämlich sofort ein Paradebeispiel von Scharlatanerie vorführen, indem er Ihnen eine kleine braune, viereckige Plastiksachtel zeigt, die ein Stück Kamm enthält! Das Ganze ist für 90 Franken als Apparat zu haben, der die schädlichen Strahlen des Fernsehers neutralisieren soll. Dann wird er Ihnen alles über den Verlauf und die Ergebnisse der Arbeiten erzählen, die ihm seine Erfindung ermöglichten.

Als ehemaliger Student der Elektrochemie (der Krieg und die deutsche Besatzung machten seine Aussichten auf ein Diplom zunichte) gründete er vor 20 Jahren die SEIC (Industrie- und Handelsgesellschaft AG). Diese Firma, zu der verschiedene Laboratorien für Biologie und Biophysik gehören, befasst sich schon seit langem mit elektromagnetischen Feldern mit Niedrigfrequenz. «Da die Apparate der Physiker nur begrenzt zu gebrauchen sind, wenn es um die Definition der schädlichen Strahlungen eines Computer-Bildschirms geht, wandten wir biologische Verfahren an und benutzten lebendige Materie dazu», erklärt Jacques Surbeck. «Dies ist nichts Ungewöhnliches, denn in Zürich z.B. wird die Wasserqualität mit Follen kontrolliert. Dies ist ebenfalls ein biologisches Verfahren.»

14 seltene Erden

Als unser Erfinder dann davon überzeugt war, dass die vom Bildschirm ausgehenden Strahlen schädlich sind, versuchten er und sein Team, eine Lösung zu finden. Zuerst allerdings noch mit sehr tastenden Versuchen: «Unsere ersten Apparate waren nicht perfekt», gibt er zu. Wir haben Fehler

gemacht, insbesondere weil wir uns mit gewissen Forschern zusammenschlossen, die nur schnell zu Geld kommen wollten.» Dann kam die Erleuchtung: «Es war das Ergebnis der gemeinsamen Arbeit unserer Wissenschaftler. Wir haben keinen bestimmten Weg verfolgt, aber unsere Anstrengungen führten schliesslich zu der Idee, seltene Erden zu benutzen. Es gibt eine Menge Bücher über die magnetische Resonanz seltener Erden, anhand derer wir unser eigenes Konzept entwickelt haben. Für den A-Nox-Computer verwenden wir 14 seltene Erden, welche wir in einem genau festgelegten Verhältnis und bei einem bestimmten Wärmegrad miteinander mischen.»

Versuchen Sie nicht, noch mehr zu erfahren. In bezug auf die genaue Zusammensetzung dieser kleinen Dose in Form eines Champagnerkorkens ist Jacques Surbeck noch stummer als ein Fisch. Er sagt Ihnen höchstens, dass einige der Erden sehr teuer sind. Und wenn Sie es selber herausfinden wollen, so wird es Ihnen nicht gelingen: Denn erstens zerstört sich der A-Nox/Computer selbst, wenn man ihn öffnet und zweitens kann Ihnen kein Patent auch nur die geringsten Einzelheiten über das Herstellungsverfahren liefern und das Geheimnis lüften – weil es ganz einfach keines gibt. «Man wäre dann gezwungen, die Zusammensetzung zu veröffentlichen, und wenn man die verschiedenen Parameter multipliziert, so erhält man Tausende von Varianten. Persönlich habe ich zudem weder Lust noch Zeit, denjenigen nachzulaufen, die unsere Erfindung dann kopieren würden», rechtfertigt der Direktor der SEIC das Fehlen des Patents. Die Angst davor, dass sein kleines Wunderwerk kopiert wird, hat ihn auch dazu veranlasst, jeglichen Besuch seiner Laboratorien zu untersagen: «Ich erhalte keinerlei Zuschüsse, und ich sehe nicht ein, warum ich möglichen Industriespionen ihre Aufgabe erleichtern sollte.»

Die Zweifel am «Top Secret»

Die fixe Idee des «Top Secret» hat zwar die Erfindung bisher vor den Schnüfflern bewahrt, doch auch Zweifel an der Seriosität des Unternehmens aufkommen lassen. Und mehrere Stimmen wurden bereits laut – insbesondere in der Presse – um den A-Nox/Computer in die Kategorie der abstrusen Erfindungen einzuordnen. Andere bezeichnen ihn als Gadget, mit dem die menschliche Naivität ausgenutzt werden soll. Der Physiker und Informatiker Alain Bron in Yverdon vergleicht ihn

mit dem Kupferarmband, das die ungünstigen Einflüsse abhalten soll: «Ich habe nichts gegen die Tatsache, dass die Leute an sowas glauben, doch ein wissenschaftlich denkender und selbst abgeschlossener Mensch kann meines Erachtens einen solchen Unsinn nicht unterstützen.»

Doch Jacques Surbeck behauptet steif und fest, dass es ihm nicht an wissenschaftlichen Beweisen mangelt und der A-Nox/Computer neun verschiedenen Tests in namhaften unabhängigen (und meist französischen) Laboratorien unterzogen und seine Zuverlässigkeit bewiesen wurde. «Ich habe übrigens zahlreichen Organisationen und Instituten hier in der Schweiz vergeblich vorgeschlagen, diese Tests ebenfalls zu machen. Entweder hat man dies abgelehnt oder mich wissen lassen, dass es sehr teuer zu stehen käme. Man sprach von 20000 bis 60000 Fr. Meiner Meinung nach brauche ich wohl sicher keine Staatsangestellten zu zahlen, um die Schädlichkeit des Computers nachzuweisen.»

Und einmal mehr ist Jacques Surbeck davon überzeugt, dass dieser Widerstand gegen sein Vorgehen auf die offizielle Weigerung zurückzuführen ist, den Computer in die Kategorie der möglicherweise gefährlichen Gegenstände einzustufen. Als die

Vereinigung der Arbeitgeberverbände aufgefordert wurde, die Anti-Strahlen-Apparate der SEIC in den Unternehmen zu testen, antwortete sie am 13. Februar 1987, dass «die Personalchefs keinerlei Absentismus oder Krankheiten ihrer am Computer arbeitenden Angestellten anzuführen hätten» und dass «die Furcht der Unternehmen vor solchen Tests psychologischer Art ist, denn man muss sicher sein, dass die Mitarbeiter dies auch verstehen, weil man immer wieder versichert hat, dass kein Schutz notwendig sei.»

Das Internationale Komitee des Roten Kreuzes war gegen einen Vortrag den Jacques Surbeck in der Organisation halten wollte, weil es der Ansicht war, dass «ein solcher Vortrag eher kommerzieller Art sei und nicht während der Arbeitsstunden gehalten werden kann und dass nur die befugten Personen zu medizinischen Fragen Stellung nehmen dürfen...»

In der Haut Becquerels

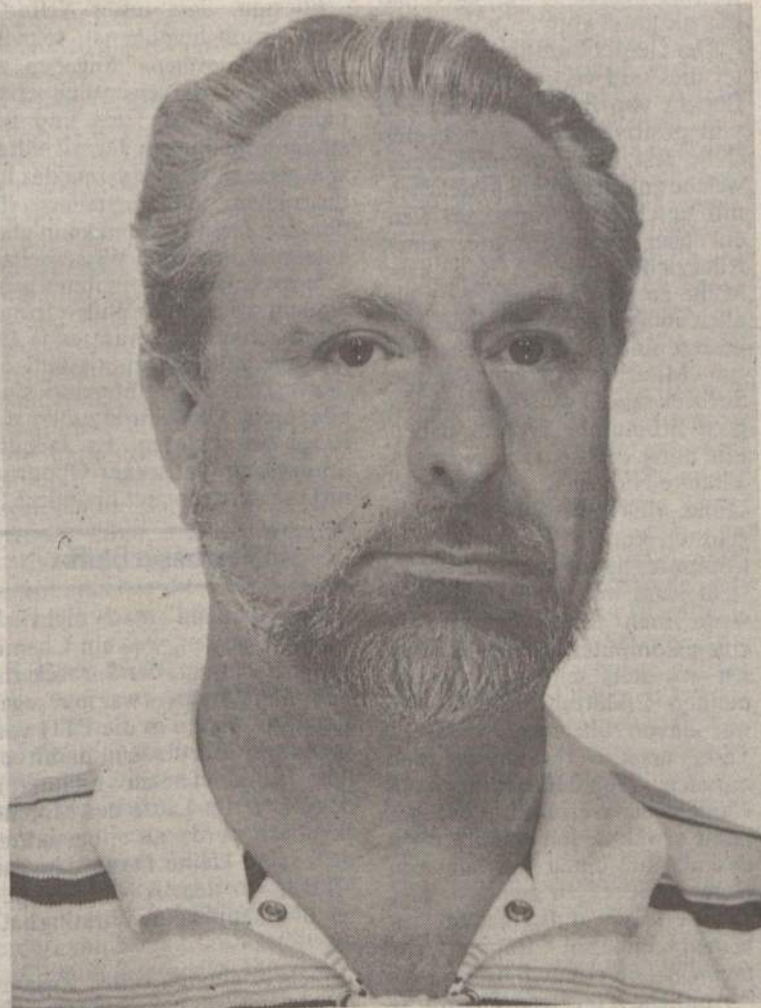
Aber nicht nur die Unternehmen oder das Rote Kreuz wollen vom A-Nox/Computer nichts wissen. Die eigentlichen Wissenschaftler und insbesondere die Mediziner und Physiker lachen nur, wenn man von der Methode Surbeck spricht. «Das tun sie,

weil sie damit nicht die Nadeln ihrer Apparate in Bewegung setzen können», erwidert der Erfinder, der sich ganz und gar als Henri Becquerel im Jahre 1896 sieht: «Dieser hat damals die natürliche Radioaktivität entdeckt, als er mit Uraniumsalzen arbeitete, aber es dauerte 35 Jahre, bis man dank des gerade zuvor erfundenen Geigerzählers den Wert seiner Untersuchungen anerkannte – 35 lange Jahre, während der Becquerel als Scharlatan galt, weil er seine Entdeckung nicht messen konnte!»

Aber welches sind die neun «hochwissenschaftlichen» und vom A-Nox/Computer mit Erfolg bestandenen Tests, die das «Surbeckische Gebilde» stützen? Betrachten wir zuerst ihren Ursprung: Test Nr. 2 (Kultur von Pflanzenzellen und Messung ihrer Vermehrung) wurde in einem Schweizer Laboratorium von einem Forscher durchgeführt, der gerne anonym bleiben möchte! Für die Versuche 4 und 5 (Wachstumstests mit jungen Ratten vor und nach ihrer Geschlechtsreife) ist ein Laboratorium in Rodon (Frankreich) zuständig, das vor einigen Wochen geschlossen wurde. Nr. 6 und 9, die in Frankreich nicht anerkannten «Kirlian-Tests», wurden von dem selbständigen Forscher durchgeführt, den wir nicht finden konnten. Bleiben noch die Tests 1 (Vermehrung der Zellkulturen L1210), 3 (Versuche mit Essigfliegen), 7 (Tests über die Dichte der menschlichen Energiemasse) und 8 (Analyse der Strukturen von dem Computer ausgesetzten Molekülen destillierten Wassers mit dem Raman-Laser). Diese finden in der Tat in namhaften und anerkannten Laboratorien statt: im Immunologiezentrum des Spitals Ste-Marguerite in Marseille, im Nationalen Wissenschaftlichen Forschungszentrum von Paris (CNRS), in der Praxis von Dr. Christophe Champion in der Pariser Region und im Laboratorium von Professor Luu an der Universität Montpellier. Mit Ausnahme des CNRS – der sich in völliges Schweigen hüllt – konnten wir die Personen kontaktieren, welche diese Versuche selbst durchgeführt haben.

Gezwungenemassen unbezahlt

Dr. Champion ist Homöopath und hat sich in der Energieforschung spezialisiert. Jacques Surbeck bat ihn, die Veränderungen des Energiefeldes um den menschlichen Körper unter dem Einfluss von Bildschirmstrahlen zu messen. Diese Messungen wurden bei gesunden Personen vor der Arbeit und nach 4 und 8 Stunden am Bildschirm ohne A-Nox/



Jacques Surbeck. Genie oder Scharlatan?

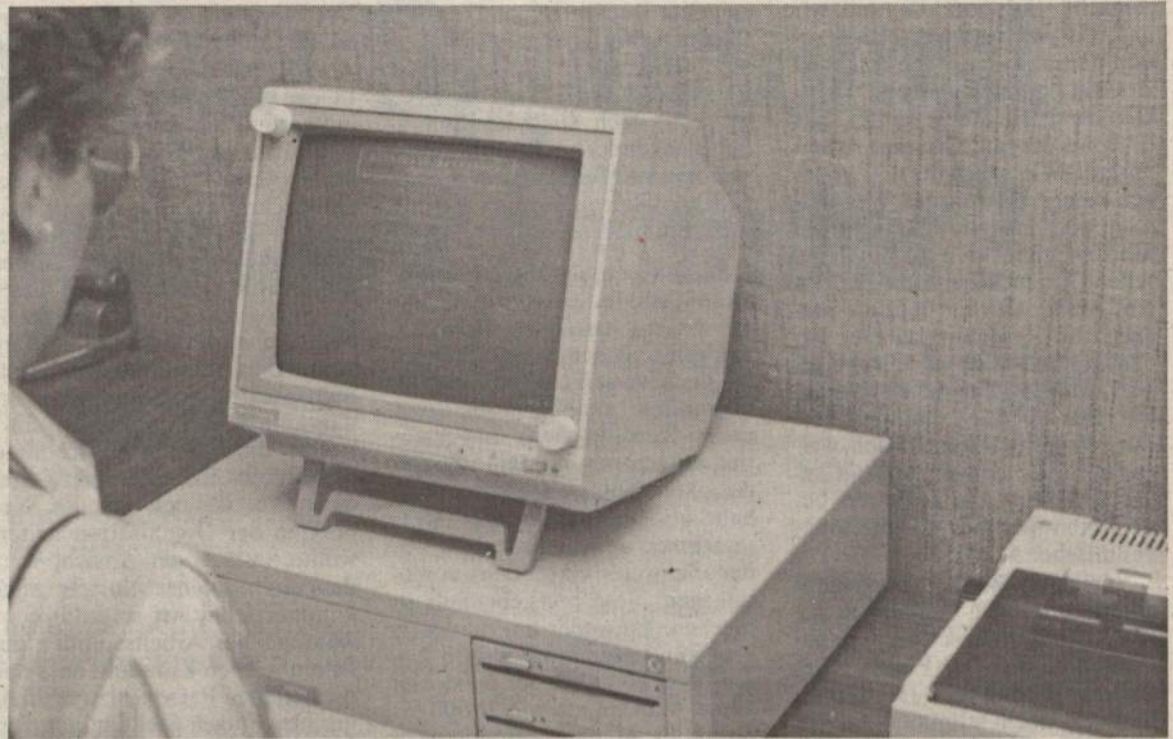
Computer vorgenommen und an einem anderen Tag vor Bildschirmen wiederholt, die durch die kleinen magischen Kugeln «geschützt» waren. Dr. Champion bestätigte uns, dass er mittels der Erfindung von Jacques Surbeck gute Ergebnisse erzielt hat, ist jedoch gleichzeitig der Ansicht, dass man trotzdem noch kein endgültiges Werturteil abgeben kann.

Im übrigen ist darauf hinzuweisen, dass diese Tests nach dem in Frankreich nicht anerkannten Verfahren von Dr. Nogier (Auriculatherapie) durchgeführt wurden. Als Dr. Champion die Zusammensetzung des A-Nox/Computers wissen wollte, antwortete ihm der Direktor der SEIC, dass es sich bei den verwendeten Bestandteilen – die er natürlich nicht preisgab – um ganz einfache handle, die sich ein jeder beschaffen könne. Das scheint zumindest widersprüchlich, wenn man weiss, dass es seltene und zum Teil sehr teure Erdsorten sind! Dr. Champion teilte uns noch mit, dass ihm Jacques Surbeck kein Honorar für seine Forschungen angeboten hätte, die er somit gratis durchgeführt habe. Doch der Genfer Erfinder behauptet: «Wenn ich einen Wissenschaftler brauche, lasse ich ihn kommen und bezahle ihn dafür, dass er mir meine Berechnungen macht.»

Professor Luu von der Universität Montpellier ist in der Forschung auf Wasser spezialisiert. Dieser Physiker, der ausserdem ein Institut für sanfte Medizin leitet, ist der Prototyp des aufgeschlossenen Wissenschaftlers, der sich auch für andere als die herkömmlichen Konzepte oder Methoden interessiert. «Als ich Surbeck meinen Bericht sandte», betont er, «habe ich hervorgehoben, dass es sich um erste Versuche handle und man auf keinen Fall Schlüsse ziehen könne, ohne weitere Arbeiten vorzunehmen: Ich kann daher für seinen Apparat nicht bürgen, mindestens so lange nicht, bis zuverlässige Versuche gemacht und von Wissenschaftlern kontrolliert werden, welche über die Zusammensetzung der getesteten Produkte informiert wurden.»

Voreilige und falsche Schlüsse?

Professor Bongrad vom Spital Ste-Marguerite in Marseille ist noch kategorischer. Auch er wurde vom Erfinder des A-Nox/Computer als Referenz angeben. «Meine Analysen führten zu recht unterschiedlichen Ergebnissen», sagt er. «Mal fielen sie zugunsten des geschützten Bildschirms aus, mal waren sie besser ohne das Anti-Strahlen-System. Es ist folglich undenkbar, auf-



«A-Nox/Computer»: die beiden «Champagnerkorken» sollen auf dem Bildschirm die schädlichen Strahlen neutralisieren.

grund dessen irgendwelche Behauptungen aufzustellen. Oder man muss zugeben, dass das Schutzsystem manchmal noch gefährlicher sein kann als der Computer! Ich habe Herrn Surbeck geschrieben, nachdem ich erfuhr, dass der für seinen Apparat Reklame macht. Damit wollte ich ihn vor jeglichen voreiligen und falschen Schlüssen warnen. Er hat mir nie geantwortet...»

Der Genfer Industrielle bestreitet dies und versichert, dass der Bericht von Professor Bongrad sehr positiv für ihn ausfiel: «Ich stelle fest, dass alle diejenigen, welche gute Resultate in dem von mir geschätzten Sinne erzielen, ein paar Monate später einen Rückzieher machen. Ich habe Mühe zu glauben, dass sie nicht allen möglichen Pressionen ausgesetzt sind.» Von den ehemaligen Mitarbeitern von Jacques Surbeck sagen zwei, dass sie keine gute Erinnerung an ihn haben: «Er nützt die Leute aus», meint Violette Niquet, Biologin in Lausanne. «Ich habe seinen Apparat getestet, kurz bevor der A-Nox/Computer herauskam und festgestellt, dass wohl etwas passierte, wenn man dieses System auf einen Computer anbrachte. Aber ich war stets sehr vorsichtig in meinen Erklärungen, denn ich war davon überzeugt, dass die Tests noch verbessert werden mussten. Trotzdem wurde mein Name in der Werbung für den Apparat erwähnt. Ich wandte mich deshalb an einen Anwalt, um Herrn Surbeck zu zwingen, dies zu unterlassen, umso mehr als ich keinen einzigen Rappen für meine Arbeit erhalten habe.»

Ähnliche Töne von Dr. Marti in Morges: «Ich war äusserst er-

bost, als ich feststellte, dass sich Surbeck meines Namens für seine Geschäfte bediente. Seine Erfindung ist interessant und führte bei einigen meiner Patienten zu bestimmten Ergebnissen, aber bei anderen funktionierte sie nicht. Mein Name wurde offensichtlich missbraucht.»

Aus all dem könnte man leicht schliessen, dass unser Erfinder sehr darum bemüht ist, schnellstens die «rohen» Angaben zu verwenden, die eigentlich einer näheren Untersuchung und Bestätigung bedürften. Damit hält er sich genau an die Maxime des Industriellen und Herstellers, für den Zeit Geld ist. Man kann aber auch den offiziellen Wissenschaftlern vorwerfen, dass es ihnen ganz eindeutig an gutem Willen fehlte. Denn schliesslich wäre es ja für uns alle nützlich zu wissen, ob diese Tests von Interesse sind oder nicht. Dies würde zudem die Frage beantworten: Ist Jacques Surbeck ein gerissener Opportunist oder ein genialer Erfinder?

«Ein grosser Bluff»

Gewiss kann man nicht so leicht vergessen, was ein Chemiker gemacht hat, der Surbeck zuerst unterstützte (es war ihm sogar gelungen, diesen in die ETH von Lausanne einzuladen, damit er dort seine Thesen erläutere), dann aber im Laufe der Monate skeptisch wurde, als er bemerkte, dass seine kleine Dose, d.h. das Modell vor dem A-Nox/Computer, überhaupt keine Wirkung hatte.

Dem Geheimnis der Zusammensetzung und der Selbstzerstörung des Apparates trotzend,

nahm er sein Messer und operierte ohne Anästhesie: «Erstens habe ich nicht die geringste Spur von Verbrennung oder Asche gesehen. Es wurde auch keine Wärme freigesetzt. Woraus ich schloss, dass die Geschichte mit der Selbstzerstörung ein grosser Bluff ist! Dann fand ich weisses Pulver, das ich nicht analysiert habe, dessen Beschaffenheit jedoch daraus schliessen lässt, dass es sich um Gips handelt. Unten am Boden der Dose befanden sich ein kleiner Messingstab und ein mit einer paramagnetischen Materie versehenes Stückchen Gummi. Als ich dieses «Material» sah, dachte ich, dass sich die Herstellungskosten des Apparates auf ca. 30 Rappen belaufen dürften! Ich muss gestehen, dass mich Surbeck da ganz schön hereingelegt hat!»

Letzterer antwortet darauf, dass es sich um das alte Modell handle, das man lieber vergessen sollte. Zur Selbstzerstörung äussert er, dass sie ausgelöst wird, sobald man die kleine Dose öffnet und diese mit der Luft in Berührung kommt. Eine Theorie, die selbst den Laien perplex lässt.

Doch auch diese Anekdote reicht noch nicht aus, um sich eine endgültige Meinung zu bilden. Solange jedes Universitätsinstitut oder jeder kompetente Wissenschaftler nur hämisch lacht, sobald man die Erfindung von Jacques Surbeck erwähnt, kann dieser seinen A-Nox/Computer – dessen Lebensdauer für zwei Jahre garantiert wird – zum (stattlichen) Preis von 225 Fr. verkaufen und hoffen, dass sein Name im Zusammenhang mit einer wertvollen Erfindung in die Nachwelt eingeht... ■

Sieg der Elefanten

Tagebuch einer Rettung

Montag, 9. Oktober

Nichts Besonderes. Die wichtigen Dinge beginnen erst morgen.

Dienstag, 10. Oktober

Das Palais de Beaulieu gleicht einem Ameisenhaufen: «Ameisen» aller Farben kommen aus allen Himmelsrichtungen. Sie schleppen gewichtige Aktenbündel oder dicke Mappen. Sie sind sehr betriebsam und einige sehen sogar besorgt aus. Im Sprachgewirr dominiert die Weltsprache Englisch noch vor dem Französischen und Spanischen, doch ab und zu hört man auch einen afrikanischen Dialekt – was sehr erfrischend ist. In diesem Sprachgemisch ist eines spürbar: leidenschaftliche Anteilnahme.

Bis jetzt haben sich die Befürworter und Gegner des Elfenbeinhandelsverbots noch keine Scharmützel geliefert, und die Debatten im Konferenzsaal verlaufen gedämpft. Nur in der Halle der ONG (nicht regierungsvertretende Organisationen) tut sich wirklich etwas. Dort liegt Informationsmaterial bereit mit erschütternden, aber leider wahren Angaben. Schockierende Bilder in Grossaufnahme und Filme (nicht nur über Elfenbein) werden gezeigt, dass einem die Augen übergehen. Die Japaner machen sich noch kleiner als sonst; sie verschwinden förmlich, obwohl man wirklich mit dem Finger auf sie zeigt...

Mittwoch, 11. Oktober

Im Sitzungssaal diskutieren die Delegierten weiterhin im Detail über den Elfenbeinhandel. Von weitem vernimmt man den Applaus nach jeder Wortmeldung. Beim näheren Hinhören merkt man, dass man in den Debatten Mühe hat, zur Sache zu kommen. Man geht wie die Katze um den heissen Brei. Als der deutsche Delegierte zum erstenmal das Wort ergreift und bittet, man möge doch endlich zum Hauptthema kommen, spürt Franz Weber, dass es höchste Zeit ist, die Gesellschaft aus ihrer Erstarrung zu wecken. Ganze sechs Minuten braucht er, sie wachzurütteln. Sein energischer Zwischenruf ist ein Schrei aus tiefstem Herzen. Genug! Die Behandlung des eigentlichen Anliegens darf nicht

von pingeligen Verfechtern irgendwelcher Verfahrensfragen und einer schleppenden Verhandlungsführung hinausgezögert werden.

Mit ihrem Herzen demonstrieren auch 200 Lausanner Schüler. In einem ergreifenden Sprechchor skandieren sie: «Ne tuez pas les éléphants!» Die Proteste dieser Kinder sind so eindringlich und so voller Wärme, dass einige Delegierte ihre Tränen kaum zurückhalten können.

Donnerstag, 12. Oktober

Endlich kommt Leben in die Debatten. Man spürt, dass der Zeitpunkt der Abstimmung näherrückt. Simbabwe und Botswana sind die härtesten Befürworter eines Kompromisses: Die Elefanten in Anhang I? Sie haben nichts dagegen, solange dies nicht die Herden auf ihrem eigenen Boden betrifft! In ihrem Schlepptau folgen: Moçambique, Sambia, Malawi und Südafrika, das sich erstaunlich diskret verhält.

Freitag, 13. Oktober

Was bringt uns der heutige Tag: Glück oder Unglück? Viele meinen, dass heute abgestimmt wird und die Elefanten gegen Ende des Nachmittags vielleicht gerettet sein werden. Deutschland, Grossbritannien, die Vereinigten Staaten und Israel unternehmen im Konferenzsaal einen Vorstoss in diese Richtung. Aber zahlreiche Abänderungsvorschläge werden eingebracht, zunächst von Malawi, dann von Somalia. Der Schweizer Delegierte Peter Dollinger, der die Debatten mit einer gewissen Laxheit leitet, möchte die Entscheidung auf Montag verschieben, damit diese Vorschläge überprüft werden können.

Sonntag, 15. Oktober

In der Sendung «Table ouverte» setzen sich Franz Weber und Philippe Roch, Direktor des WWF Schweiz, energisch für die Sache ein. Zuvor hat das Westschweizer Fernsehen einige sehr eindrucksvolle Bilder von den Elefantenmassakern ausgestrahlt. Franz Weber und Philippe Roch fordern mit Nachdruck den Stopp des Elfenbeinhandels. Ihnen gegenüber sitzen ein Delegierter aus Zaire und das Schweizer Mitglied



Franz Weber kurz vor seinem «Schrei aus tiefstem Herzen»

des Cites-Sekretariats, Olivier Berney, der einen verwässerten Konsens befürwortet, welcher nur die Elfenbeinhändler begünstigen würde. Er versteigt sich im Laufe der Sendung sogar zu der Aussage, dass die verheerenden Elefantenmassaker auch nicht schockierender seien als das Töten von Schlachtvieh. Ein schöner Vergleich! Franz Weber entgegnet ihm ebenso trocken, dass es schlichtweg unmöglich sei, Elefanten mit Schlachtvieh gleichzusetzen.

Montag, 16. Oktober

Nun steht aber einer Abstimmung nichts mehr im Wege. Der Abänderungsvorschlag von Somalia, der für die Elefanten ein Moratorium von zwei Jahren vorsieht, ist gut und erhält viel Zustimmung. Der Wind hat sich gedreht und steht nun zugunsten der Dickhäuter. Soviel hatte man gar nicht zu hoffen gewagt. Schliesslich erhält die von Somalia vorgeschlagene Lösung die grösste Stimmenzahl. Der Elefant ist gerettet! Gewaltiger Applaus, Freudentränen und Umarmungen.

Dienstag, 17. Oktober

Der Jubel vom Vortag ist einer besorgniserregenden Stimmung gewichen. Das Gerücht geht um, dass das Cites-Sekretariat sowie einige minoritäre Länder versuchen, die Debatten erneut in Gang zu bringen, bevor der Beschluss an der Plenarsitzung endgültig ratifiziert wird. Es stimmt, dass sich das Cites-Sekretariat – allen voran die Schweizer Peter Dollinger und Olivier Berney – bei einer sehr stürmischen Pressekonferenz als besonders schlechter Verlierer zeigte und nicht zögerte, den von 76 Ländern mit 11 Gegenstimmen gefassten Beschluss als tragisch zu bezeichnen. Zum Glück beruhigen sich die Gemüter am Anfang des Nachmittags wieder, und die Rettung der Elefanten wird unter Beifall in der Plenarsitzung bestätigt. Trotz der Vorbehalte von Simbabwe,

Botswana (Moçambique), Burundi und Südafrika sollte nun der Elfenbeinhandel rasch zum Erliegen kommen. Japan, das 40% des gesamten Elfenbeins der Welt importiert, hat sich bei der Schlussabstimmung der Stimme enthalten – ein Beweis dafür, dass den Japanern daran gelegen ist, ihren in Sachen Umweltschutz ziemlich angeschlagenen Ruf aufzupolieren und das Spiel mitzumachen, zumindest während den zwei Jahren des Moratoriums.

Mittwoch, 18. Oktober

Nach dem grossen Sieg des Vortages geht es heute etwas entspannter zu. Natürlich gibt es in den verschiedenen Ausschüssen noch viel zu tun, und die Schreibmaschinen und Telexe in den Büros laufen immer noch heiss. Aber man spürt, dass die Spannung der vergangenen Tage einem ungeheuren Gefühl der Erleichterung gewichen ist.

Donnerstag, 19. Oktober

Man beginnt abzuräumen: die Stände und Büros leeren sich. Es herrscht die gleiche Unruhe wie am ersten Tag, aber sie ist von einer anderen Art. Dennoch ein letzter unzulässiger Punkt: in der Plenarsitzung gewährt das Cites-Sekretariat Indonesien eine hohe Quote für die Ausfuhr von Krokodilhäuten, obwohl sich der Ausschuss I aufgrund des bedeutenden illegalen Handels in diesem Land zuvor für Nullquoten ausgesprochen hat. Das Cites-Sekretariat – wieder einmal unter dem Vorsitz von Peter Dollinger – lehnt vor allem jede Diskussion über dieses Thema ab, das eigentlich einer eingehenden Behandlung bedürfte. Ein schönes Beispiel von Demokratie!

Freitag, 20. Oktober

Nichts Besonderes! Doch: Der Kanton Waadt und die Stadt Lausanne geben sich noch die Ehre, einen Abschiedstrunk zu offerieren. Zum Wohl... der Elefanten!

Olivier van Bogaert

Das Licht von Lausanne

Sonntagabend, 8. Oktober, Place de la Palud, im Herzen von Lausanne, 17 Uhr.

Endlich hat der Regen aufgehört. Mit einem ungeheuren Aufatmen können wir mit unseren Helfern die Windlichter aufstellen, die Fackeln auspacken und, von neugierigen und aufgeregten Kindern umstanden, die Luftballons aufblasen. Das Rednerpult steht bereits, die Kabel für die Lautsprecher, die Beleuchtung sind gezogen. Und immer mehr Menschen strömen auf den Platz. Spruchbänder werden ausgerollt. Transparente schwanken über den Köpfen: «Rettet die Elefanten!», «Sauvez les éléphants!», «Salvem els Elefants!» und «Ivoire – Mort». Es sind die Freunde aus dem Ausland und aus der übrigen Schweiz, Mitgliederorganisationen der UAN, der Vereinten Tiernationen, die unserem Appell gefolgt und aus Hamburg, aus Barcelona, aus Paris und New York, aus Zürich, Basel und Lugano hergereist sind, um den Elefanten zu helfen.

Die Dämmerung hat sich über den Platz gesenkt. Franz Weber besteigt das Podium. Still flackern um

ihn und hinter ihm die Windlichter, von einer leichten Brise wieder und wieder ausgelöscht und wieder und wieder angefacht von unermüdlichen Kinderhänden. Die erste Fackel wird angezündet; und im Nu flammen überall in der Menge die Fackeln auf, das Licht scheint von Hand zu Hand zu springen, und jetzt, von einem Chor junger, begeisterter Stimmen begleitet, steigen die Ballone in den Abendhimmel. «SOS ELEPHANT», diesen Schrei voller Trauer und voller Hoffnung tragen sie über die Stadt hin in alle Winde.

Von der Kathedrale hat es sechs geschlagen. Die Zinnsoldaten der berühmten sprechenden Uhr über dem Brunnen sind vorbeigezogen, die mahnende Stimme aus dem Uhrwerk ist verstummt. Wie eine märchenhafte Kulisse umschliessen die schönen alten Häuser der Palud unser Lichtermeer. Gespannte Erwartung, Kraft, Liebe und Entschlossenheit scheinen sich auf den Platz zusammenzuballen.

FONDATION FRANZ WEBER

Die Sprache des Kampfes

18 Uhr:

Franz Weber steht vor der Menge. Die Messe kann beginnen. Um ein Requiem, eine Totenmesse für die afrikanischen Elefanten, zu vermeiden, wird Franz Weber ein Hochamt zelebrieren. Im hellen Regenmantel und mit zerzaustem Haar steht er da, bereit zum Kampf. Das lebende Bild seiner Worte. So kämpferisch wie die Sprache, die

er führt, die Sprache der Überzeugung, die durchschlagende Kraft, das Ultimatum vor der CITES-Konferenz, die am folgenden Tag beginnen und das Schicksal der afrikanischen Elefanten besiegeln wird. Angesichts der Reinheit der über den Platz leuchtenden Fackeln ist die Rede einschneidend, kompromisslos und ohne Spannungsabfall. So muss sie auch sein, wenn den Elefanten noch eine, den Händlern aber gar keine Chance gelassen werden soll. «Als Botschafter der Elefanten fordern

wir ein absolutes Verbot des Elfenbeinhandels.»

Japan, das dieses Verbot mit äusserster Heftigkeit bekämpft und sich wieder einmal als grösster Umweltsünder zeigt, wird heftig angegriffen: «Japan, das die Delphine und Wale vernichtet, das die Regenwälder des Fernen Ostens und nun auch noch den letzten Urwald Kanadas – der sechsmal so gross ist wie die Schweiz – zerstört, dieses nur auf seinen Profit bedachte Land, das die Umwelt unseres Planeten voll Hochmut, Arroganz und Verachtung einfach zerstört.»

Und dann verurteilt er die skandalöse Haltung der Japaner gegenüber den CITES-Delegierten: «Japan hat die Delegierten der Signatarstaaten des Abkommens von Washington unter enormen Druck gesetzt, um sie davon abzubringen, für den totalen Schutz der Elefanten zu stimmen.» Eine Pause, um ein wenig Atem zu schöpfen, und schon sprühen die Worte mit noch grösserem Nachdruck hervor: «Vom Internationalen Gerichtshof für Tierrechte zum letzten ökologisch gesetzenslosen Staat erklärt, will das reiche Japan, dieser rücksichtslose Umweltschädling, von einem wirklichen Schutz der Elefanten nichts wissen. Japan ist der führende Elfenbeinhändler. Es hat mehr als 500 000 Elefanten auf dem Gewissen. Und ist sogar noch stolz darauf!» Und jetzt die logische Schlussfolgerung: «Die einzige Antwort, die wir den Japa-

nern geben können: keine japanischen Produkte mehr zu kaufen und unsere Kräfte zu mobilisieren, um bessere Produkte herzustellen als sie. Europa, die westliche Welt, muss aufwachen und Japan übertreffen, wie es den Schweizern mit der Uhrenindustrie so meisterhaft gelungen ist. Weiterhin die wirtschaftliche Überlegenheit Japans zu akzeptieren, von den Japanern abhängig zu bleiben, führt über kurz oder lang zu einem ökologischen Harakiri!»



Franz Weber am Palud: «Wir sind heute Abend die Botschafter der Elefanten...»



«Das Licht muss aus Lausanne kommen!»

Die Elefanten müssen in Lausanne gerettet werden

Die CITES hat Lausanne gewählt, um dort über das Schicksal der Elefanten zu entscheiden. Es ist daher selbstverständlich, dass Lausanne mit gutem Beispiel vorgeht: «In Lausanne muss ein Licht entzündet werden, die Delegierten müssen spüren, dass ganz Lausanne, dass die ganze Welt an diesen Verhandlungen teilnimmt. Sie müssen sich bewusst sein, dass die Elefanten jeden einzelnen von uns angehen, dass sie genauso wie wir zur Schöpfung gehören, dass sie genau wie der Mensch ein Recht auf Leben haben.»

Und dann die andere Parole: «Elfenbein ist nur am lebendigen Elefanten schön.» Ein einleuchtender Satz, schön und einfach zugleich, ein Satz, den alle Naturschützer am folgenden Tag auf der CITES-Konferenz wiederholen, immer und immer wieder.

Das Elfenbein niedergemetzelte Elefanten ist überhaupt nicht schön. Es ist schändlich, unheilvoll, oder mit den Worten von Franz Weber: «Jeder, der einen Gegenstand aus Elfenbein kauft, schießt in Tat und Wahrheit eigentlich einem Elefanten eine Kugel in den Kopf. Elfenbeinhandel ist gleichbedeutend mit Tod, Blut, Grausamkeit, Feigheit, Gemeinheit, Niederträchtigkeit, Dummheit.»

Ja die Dummheit des Menschen, des einzigen Lebewesens, das sich bewusst sein eigenes Grab gräbt, indem es hartnäckig nach allem strebt, was sein materielles Wohl verbessern kann. Im Gegensatz dazu steht der Elefant, der über eine geheimnisvolle Intelligenz verfügt und keine Bos-

heit, keinen Eigennutz kennt: «Und die sogenannte zivilisierte Welt wagt es, dieses wunderbare Lebewesen anzugreifen! Wenn wir feige, niederträchtig, leichtsinnig oder verdorben genug sind, die Elefanten zu opfern, werden wir auch unsere Flüsse, unsere Seen und unsere Meere der Umweltverschmutzung opfern. Wenn wir die Elefanten aussterben lassen, besteht keine Hoffnung mehr, die Welt zu retten, und sie wird zugrunde gehen.»

Die Rede hat ihren Höhepunkt erreicht. Diese Wahrheit trifft wie ein Faustschlag ins Gesicht. Sie bricht wie die plötzliche Kälte dieses Herbstabends über die Zuhörer herein. Sie dröhnt über den Platz: «Wenn wir die Elefanten sterben lassen, wird die Welt auch untergehen.» Wer könnte es wagen, das Gegenteil zu behaupten? Unsere Zivilisation der Massenproduktion, der Ausbeutung der natürlichen Ressourcen hat ein Stadium erreicht, in dem es keine Umkehr mehr gibt. Ausser vielleicht wenn wir eine Wendung um 180 Grad vollführen. Aber so weit sind wir noch nicht. Wenn wir uns ständig mit halben Massnahmen, Kompromissen und leeren Worten begnügen, wird der Resignation Tür und Tor geöffnet. Was hat Afrika durch den Elfenbeinhandel zu gewinnen? Nichts, rein gar nichts. Und was wird ihm bleiben, wenn die Elefanten verschwunden sind? Afrika kann bei diesem Geschäft nur alles verlieren, es wird richtiggehend ausgenommen. Während die Japaner sich bereichern, geben die Afrikaner ein weiteres Kleinod der Natur preis. Wenn es in Afrika keine Elefanten mehr gibt, werden viele Touristen, die wegen der grossartigen Landschaften und der Wild-



SOS Elefant! In Kürze werden die Ballone diese Nachricht in den Himmel tragen...

lebende Tiere dorthin kommen – und für die der Elefant ebenso wie der Löwe das höchste Symbol darstellt – diesen Kontinent ganz einfach links liegen lassen. Und Afrika wird wieder einmal den kürzeren ziehen.

Es gibt kein legales Elfenbein

Und das Sekretariat der CITES ist mitschuldig an der Inszenierung dieses schlechten Stücks. Und genau daran erinnert Franz Weber: «Was kann man zu den unsinnigen Äusserungen des CITES-Sekretariats sagen, das einerseits zugibt, dass die afrikanischen Elefanten vom Aussterben bedroht sind, doch andererseits der Meinung ist, es sollte nicht übertrieben und der Elfenbeinhandel weiterhin erlaubt werden, d.h. man sollte einfach zwischen legalem und illegalem Elfenbein unterscheiden: zwischen Elfenbein von Elefanten, die von legalen Mördern abgeschossen wurden und dem Elfenbein von Wilderern, die die CITES verurteilt. Als ob der Käufer eines in Japan, Taiwan oder Hong Kong angefertigten Gegenstandes herausfinden könnte, ob es sich um legales oder illegales Elfenbein handelt!»

Wir alle sind verantwortlich für

den Schutz der Elefanten. Dies ist bei weitem nicht nur Sache der Afrikaner. Franz Weber erinnert uns mit seiner Schlussfolgerung daran: «Wir müssen alle zusammen den Elfenbeinhandel zum Erliegen bringen. Wir dürfen nicht vergessen, dass die sogenannte zivilisierte Welt tief in der Schuld Afrikas steht. Wir können nicht erwarten, dass Afrika ganz allein für den Schutz seiner Fauna aufkommt. Finanzielle Hilfe ist nötig und zwar sofort. Es muss ein Ausgleichsfonds geschaffen werden, der den Völkern Afrikas zugute kommt und sie anspornt, über den natürlichen Reichtum, den die Elefanten darstellen, um jeden Preis zu wachen.»

Vor dem Brunnen und der Gerechtigkeitsstatue sind zweihundert Fackeln abgebrannt. Die Hoffnung, die durch ihr Leuchten zum Ausdruck kam, geht in Richtung eines grossen Konferenzsaals, wo sich einige beherzte Menschen ihrerseits in die Schlacht um das Überleben einer einzigartigen Spezies stürzen werden – um sie zu gewinnen!

Olivier van Bogaert

Die Fotos zu dieser Reportage sowie zur Panorama-Seite wurden von Judith Weber aufgenommen.

Die Elefanten haben gewonnen!

Im afrikanischen Urwald sind die Gewehre verstummt. Die Preiskurve für Stosszähne weist steil nach unten – Elfenbein kommt aus der Mode.

Alles deutet darauf hin, dass sich die Wogen geglättet haben. Der Genozid der letzten zehn Jahre, dem mindestens eine Million Elefanten zum Opfer fielen,

sieht seinem Ende entgegen.

Der Kampf ums Überleben der Elefanten wurde Mitte Oktober in

Von Dr. Bill Clark

einem Konferenzsaal in Lausanne gewonnen. Dort stimmten die Delegierten von Regierungen aus der ganzen Welt mit überwältigender Mehrheit (76 dafür, 11 dagegen) für eine Aufnahme der Elefanten in Anhang I der CITES, d.h. dem Abkommen über bedrohte Tierarten. Dieser Entscheidung führte in den 103 Unterzeichnerstaaten zu einem Handelsverbot für Elfenbein.

Mit der Schliessung des legalen Elfenbeinmarktes ist nun der Hauptanreiz zum Töten von Ele-

fanten aus der Welt geschafft. Seit geraumer Zeit töteten die Wilderer Elefanten und wandten jede erdenkliche Art von Korruption an, Bestechung, Schmuggel, Einschüchterung, ja selbst Mord, um ihre Schmuggelware auf die legalen Märkte Europas, Amerikas und des Fernen Ostens zu bringen.

Der Beitrag der Fondation Franz Weber

Die Fondation Franz Weber leistete einen wichtigen Beitrag zu diesem bedeutenden Sieg für die Elefanten. Ausser den jahrelangen Kampagnen und dem Aufruf zu einem Handelsstopp für Elfenbein, unterstützte die Stiftung



Auf Schleichwegen über Burundi nach Dubai: Gewildertes Elfenbein.



Kulissengespräche: Der Delegierte Israels, Dr. Bill Clark, diskutiert mit Priscilla Feral, Friends of Animals, USA (rechts) und Judith Weber (Mitte)

zahlreiche Tätigkeiten während der Konferenz von Lausanne. Franz Weber setzte bei der Tagung sein grossartiges Rednertalent mit Erfolg ein und konnte so zahlreiche Delegierte zu einer grösseren Anteilnahme am Schicksal der Elefanten bewegen. Die Fondation sponserte ebenfalls eine Sonderausstellung über Elefanten in der Eingangshalle des Konferenzgebäudes und stellte mehreren Teilnehmern, die sich vor allem für den völligen Schutz der Elefanten einsetzten, private Büroräumlichkeiten zur Verfügung.

Afrika im Giessbach

Besonders erfolgreich war die Initiative der Stiftung, 23 Delegierte aus Lateinamerika, Asien, Afrika und Europa für zwei Tage nach Giessbach zu einem erholsamen Wochenende vor der zweiten Arbeitswoche einzuladen. Diese kurze Erholungspause hielt die Delegierten von den Annäherungsversuchen der Elfenbeinlobby fern und gab Elefantenschützern einige Stunden lang Gelegenheit, diesen Regierungsvertretern mit Stimmrecht ihre Anliegen vorzubringen.

Die Kosten der Reise nach Giessbach wurde von der amerikanischen Tierschutzorganisation «Friends of Animals» übernommen, einem Mitglied der UAN – United Animal Nations.

Die Abstimmung über den vollumfänglichen Schutz des Elefanten fand nach einer langwierigen und zeitweilig sogar sehr scharfen Debatte statt. Während der Verhandlungen wehrten sich unter anderen die Länder des südlichen Afrika vehement gegen jeden Versuch, den Elefanten den so dringend benötigten Schutz zu gewährleisten.

Ferienreisende: Achtung!

Wer gerade Ferienpläne schmiedet oder eine Geschäfts-

reise plant, sollte sich unbedingt die Namen der Regierungen merken, die gegen den Schutz des Elefanten stimmten. Dazu gehören: Argentinien, Botswana, Burundi, Kamerun, China, Kongo, Gabun, Moçambique, Südafrika, Sambia und Simbabwe. Fünf Regierungen drohten damit, den Mehrheitsentscheid zu missachten und den Elfenbeinhandel illegal fortzuführen. Es handelt sich dabei um Simbabwe, Botswana, Moçambique, Malawi und Burundi. Diese Erklärung ist besonders von Burundi empörend, da es keine eigenen Elefanten besitzt und demzufolge jeglicher Handel automatisch das gewilderte Elfenbein von geschützten Elefanten aus den Nachbarstaaten beträfe. In der Vergangenheit hat Burundi mehrere hundert Tonnen solcher Schmugglerware exportiert.

Diese Drohungen sollten dennoch nicht allzu ernst genommen

werden, da die Hauptabnehmerländer gesamthaft übereinkamen, ihre Elfenbeinimporte einzustellen. Ganz Europa, Nordamerika, ja selbst Hongkong und Japan haben sich bereit erklärt, sich an die CITES-Bestimmungen zu halten. Selbst wenn Simbabwe tonnenweise Elfenbein exportieren möchte – wer würde es wohl wagen, dieses zu kaufen?

Schutz auch für Nichtelefanten

Man kann daher mit Sicherheit annehmen, dass die afrikanischen Elefanten gegenwärtig geschützt sind. Gewiss werden die Länder beim nächsten Treffen der CITES 1992 Gelegenheit haben, das Handelsverbot für Elfenbein neu zu prüfen, doch das liegt in der Natur einer demokratischen Institution. Vorderhand scheint den Elefanten ihre Ruhepause jedenfalls sicher.

Die CITES fasste zudem eine Anzahl weiterer Beschlüsse, die für Wildtiere von Bedeutung sind. Der Ozelot, die Langschwanzkatze und die Tigerkatze z.B. – alles kleinwüchsige, gefleckte Katzen, deren Felle seit dem Handelsverbot für Felle grösserer fleckiger Katzen vor mehr als einem Jahrzehnt stark ausgebeutet wurden, sind nun vollumfänglich geschützt, und der internationale Handel mit diesen Tieren ist verboten.

Auch viele Bären erhielten einen verbesserten Schutz, wie auch mehrere Papageienarten, der Jentinkducker (eine seltene Antilopenart in Westafrika) und verschiedene andere Arten.

Die Annahme des israelischen Vorschlags, Steinkorallen in Anhang II des CITES-Abkommens einzubeziehen, stellt ebenfalls einen merklichen Fortschritt dar. Jüngst veröffentlichte Handelsstatistiken zeigen auf, dass jährlich hunderte von Tonnen Korall-



Französisch sprechendes Schwarz-Afrika bei der Fondation Franz Weber zu Gast. Im Restaurant «Le Montagnard» oberhalb von Montreux, wird der «Marshall-Plan» für Afrika erörtert. (Siehe auch Seite 2).



Das blutige Resultat des Elfenbeinhandels.

len im Handel sind. Dies zerstört viele tropische Korallenriffe, die unzähligen Meeresbewohnern als Lebensraum dienen. Von nun an müssen der Handel überwacht und regelmässige biologische Erhebungen in den Riffen durchgeführt werden – zwei nützliche Schritte in Richtung eines angemessenen Schutzes für diese wunderschönen, aber noch relativ verkannten tropischen Habitate.

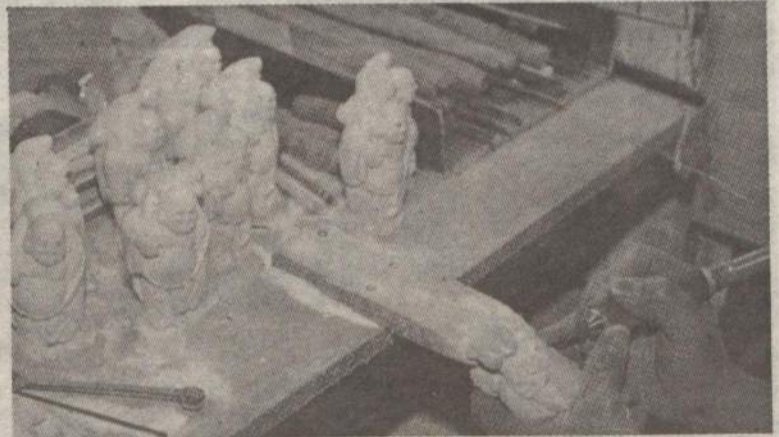
Neue Pläne der Fondation Franz Weber

• Die CITES-Konferenz hatte auch ein offenes Ohr für die Hilfe-

rufe mehrerer afrikanischer Staaten, die stark am Schutz ihres verbleibenden Elefantenbestandes interessiert sind und den enormen Schaden wiedergutmachen möchten.

Die Fondation Franz Weber reagierte auf diese Hilferufe und begann bereits, mit den für die Fauna zuständigen Behörden mehrerer afrikanischer Staaten zu verhandeln, um in Afrika Programme zugunsten des so stark dezimierten Elefantenbestandes durchzuführen.

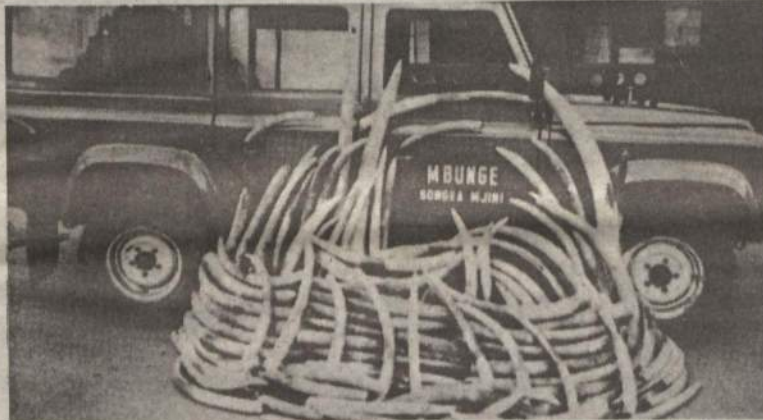
Einzelheiten über diese Projekte werden in den kommenden Ausgaben des Journal Franz Weber veröffentlicht. ■



Werkstätten des Elefantenschinders Poon in Hongkong... Das halbverarbeitete, gewilderte Elfenbein fand den traurigen Bestimmungsort über die Vereinigten arabischen Emirate...

Die hässlichen Schwestern

Wer ist gegen den Schutz der Elefanten?



Tanzaniens Überwachungssystem bewährt sich: Der Parlamentarier, der diese gewilderten Stosszähne aus dem Land zu schmuggeln versuchte, wurde geschlappt und zu 12 Jahren Gefängnis verurteilt.

Die ganze Welt ist sich der Tragödie bewusst, die in den letzten Jahren zur Ausrottung der meisten afrikanischen Elefanten geführt hat. Logischerweise sollte nun Übereinstimmung darüber herrschen, dass die Überlebenden vor den Missbräuchen des Elfen-

ekretariat sprach sich öffentlich gegen den völligen Schutz dieser Tierart aus.

Die Tierschinder zeigen Farbe

Zahlreiche Vertreter der Elfenbeinlobby nahmen ebenfalls am CITES-Treffen teil und kämpften gegen den Schutz des Elefanten. Darunter befanden sich Vereinigungen wie der Verband der Elfenbeinhersteller von Hongkong und Kowloon und der japanische Zentralverband der Warenimporteure (Abteilung Elfenbein).

Sie wurden unterstützt von zahlreichen, an der Ausbeutung beteiligten Gruppen, wie die Nationale Vereinigung der Trapper (USA), dem kanadischen Pelzinstitut, der argentinischen Handelskammer der Reptilendergerber, dem Safari Club International und dem internationalen Verband der Berufsjäger. Es war deshalb besonders wichtig, dass Tierschutz-Gruppen wie die Fondation Franz Weber am CITES-

Treffen teilnahmen, um dem negativen Einfluss der Befürworter des Elfenbeinhandels entgegenzuwirken.

Bedenkliche Rolle

Traditionelle «Tierschutz»-Organisationen stellten ebenfalls ein Problem dar. Die IUCN, der WWF und Traffic (inoffiziell als die «drei hässlichen Schwestern» bekannt) setzten sich für ein separates Auflisten (split listing) ein, d.h. sie wollten nur einige der afrikanischen Elefanten schützen, während der Handel mit dem ungeschützten Bestand weitergehen sollte.

Ganz abgesehen vom ethischen Widerspruch ihrer Argumente wussten die «Schwestern» auch keinen praktischen Rat, wie verhindert werden könnte, dass das Elfenbein geschützter Elefanten «reingewaschen» und den Ladungen legal produzierten Elfenbeins beigemischt wird.

Trotz der vielen und allgemein einflussreichen Gruppen, die den Handel befürworteten, gingen die Elefantenschützer aus diesem Kampf als Sieger hervor. Welch ein entscheidender Kampf! Der Handel mit Elfenbein beläuft sich auf über eine Milliarde Schweizerfranken im Jahr, und die Vertreter der Handelsinteressen waren bereit, sich mit aller Macht gegen die Interventionen für den vollumfänglichen Schutz des afrikanischen Elefanten und einen völligen Handelstopp einzusetzen.

Eine Koalition tierschutzorientierter Länder – insbesondere Kenia, Tansania, Tschad, Gambia, Ghana und andere afrikanische Länder – gewann den Kampf im Verbund mit nichtregierungsvertretenden Organisationen für den Tierschutz.

Und nun ist an der Zeit, zu überlegen, wie diese neu entstandene Allianz für den Schutz weiterer Tierarten eingesetzt werden kann. ■

Von Dr. Bill Clark

beinhandels vollumfänglich zu schützen sind. Der Leser wird sicherlich einverstanden sein.

Doch leider denken nicht alle so. Ausser einigen afrikanischen Ländern, die weiterhin Elefanten töten und Elfenbein verkaufen wollen, gibt es eine Anzahl anderer, welche die Fortdauer dieses abscheulichen Handels ermöglichen möchten.

Das CITES-Sekretariat kam beispielsweise zum Schluss, dass ein vollumfänglicher Schutz «nicht zur Erhaltung der afrikanischen Elefanten beitragen würde bzw. dieses Ziel in der Praxis sogar behindern könnte». Das Se-

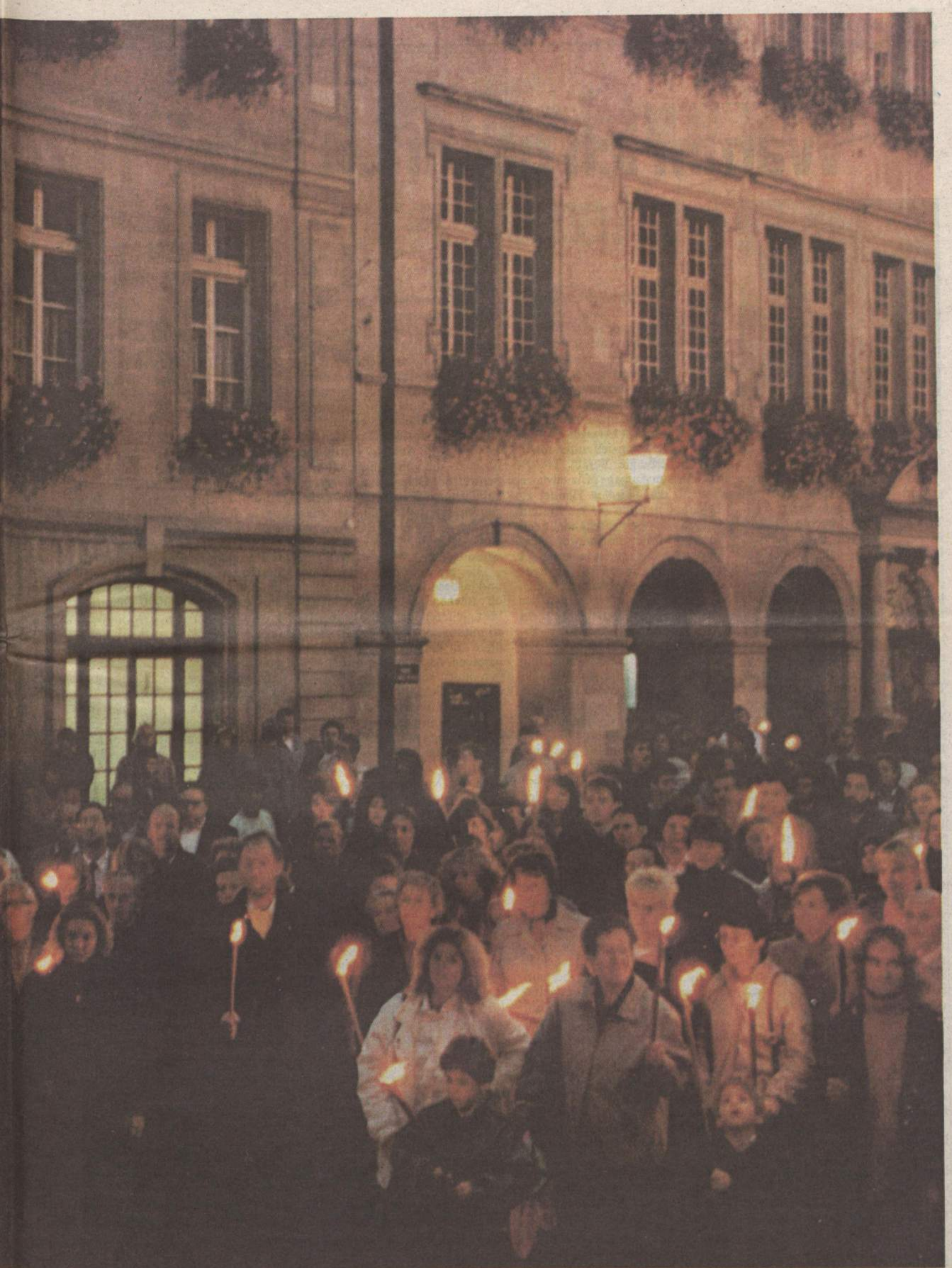


Aus illegal wird legal. Durch oberflächliches Anschnitzen werden gewilderte Stosszähne zu «verarbeiteten», dh. «legalem» Elfenbein...



TIERSCHUTZBUND BASEL
Ihre Schutzstelle - Tiere und Vögel gegen die Wilderei
Scheidegasse 20, 4053 Basel

IVOIRE -
MORT



Der Pfiff im Kongressaal

Warum ich gepfiffen habe!



Pierre Pfeffer

Auf die mir von Franz Weber gestellte Frage: «Warum hast Du mitten in der Konferenz der CITES gepfiffen?» möchte ich antworten, dass ich das aus zwei Gründen getan habe, wobei der eine mit einer rein instinktiven physiologischen Reaktion zu tun hat, während man den zweiten als moralisch bezeichnen könnte!

Von Professor Pierre Pfeffer

Zunächst zur physiologischen Reaktion: Seit neun Tagen standen die Teilnehmer dieser Konferenz und insbesondere diejenigen unter uns, die gegen den Elfenbeinhandel sind, unter ständigem und geschickt inszeniertem Beschuss von Seiten der Länder des südlichen Afrika: Simbabwe, Botswana und selbst des kleinen Malawi mit seinen 2500 Elefanten! Südafrika trat fast gar nicht in Erscheinung, doch wussten alle, dass es hinter den Kulissen der eigentliche Drahtzieher war. Sie schreckten nicht davor zurück, die verlogenen Argumente ins Feld zu führen; ihre Elefantenbestände vergrösserten sich von Tag zu Tag, nur sie verstünden es, die afrikanische Fauna zu erhalten, die anderen (Kenia, Tansania ...) seien dazu völlig unfähig, der Elefant sei nicht bedroht usw.

Die grossen Naturschutzorganisationen ihrerseits verfolgten weiterhin ihre «Fledermauspolitik»: «Mal bin ich Ratte, seht meinen Pelz; mal bin ich Vogel, seht meine Flügel!»

Der Generaldirektor der Union Internationale pour la Conservation de la Nature (UICN) hielt eine lange Rede, aus der hervorging, dass er (glücklicherweise!) die Länder verstehe, die den Handel mit Elfenbein abschaffen wollen, dass er aber auch all jene verstehe, die ihn weiterhin zulassen wollen. Kurzum, er verstand sie alle, und

uns bleibt nur zu hoffen, dass die Schlussabstimmung (76 Länder für die Einstellung des Handels, 11 dagegen) ihm verstehen half, dass die Haltung der UICN unverständlich war!

Der WWF hatte sich mit grosser Verspätung, doch ganz eindeutig für den Transfer des afrikanischen Elefanten in den Anhang I der CITES (Handel verboten) ausgesprochen, und mehrere seiner nationalen Sektionen, darunter jene von Frankreich und Genf, hatten sogar vor ihrer Dachorganisation Stellung genommen. Dagegen trat der vom WWF finanziell unterstützte und beherbergte Verein TRAFFIC, dessen Aufgabe offiziell darin besteht, den illegalen Handel zu bekämpfen, offen für ein System ein, das den Schwarzhandel noch fördern würde: Bestimmte afrikanische Länder sollten in Anhang I kommen und andere in Anhang II (internationaler Handel erlaubt). Wenn man weiss, dass sich der Personen- und Güterverkehr in Afrika praktisch ungehindert abwickelt, wird einem klar, dass dieses System die Vereinigung TRAFFIC für die kommenden Jahre mit genügend Arbeit versorgt hätte, zumindest bis zur völligen Ausmerzung der Elefanten!

Das Sekretariat der CITES war seinerseits nicht untätig geblieben und hatte die Delegierten seit Monaten mit Dokumenten bombardiert, in denen ein eventueller Transfer des Elefanten in Anhang I als wahre Katastrophe für diese Art hingestellt und die Beibehaltung in Anhang II befürwortet wurde, obwohl zur Genüge bewiesen ist, dass diese Regelung trotz der von diesen Bürokraten empfohlenen «Verstärkung der Kontrolle» völlig versagt hat. Dass hier Druck ausgeübt wurde, ist umso unerhörter, als die Rolle des Sekretariats der CITES darin besteht, die Beschlüsse der Mitgliedstaaten durchzuführen und nicht darin, auf deren Politik Einfluss zu nehmen. Eine solche Beeinflussung war um so weniger angebracht, als die dem Sekretariat von den Elfenbeinhandlern überwiesenen hohen Summen (1989 waren es 215 000 Dollar nur dazu führen konnten, seine Objektivität und Unparteilichkeit in ein schiefes Licht zu setzen.

Zur Krönung des Ganzen und um die erbosten Delegierten aufs Äusserste zu reizen, flatterten, als endlich vorgeschlagen wurde, zur Abstimmung überzugehen, eben in letzter Minute Abänderungsanträge auf den Tisch, einer nach

dem anderen, von sämtlichen Ländern des südlichen Afrika! Der Vorsitzende dieser Sitzung (Dr. Peter Dollinger, Schweiz) hätte diese gegen die Geschäftsordnung der CITES verstossenden Abänderungsanträge zurückweisen und dem unerträglichen Zermürbungskrieg ein Ende setzen können. Dass er selbst dem Elfenbeinhandel gegenüber positiv eingestellt war, hat sicher nicht unerheblich dazu beigetragen, dass er sich den Anträgen nicht widersetzte. Bei der ersten Abstimmung über den Transfer des Elefanten in Anhang I stimmte übrigens die von ihm angeführte Schweizer Delegation dagegen, zum grossen Erstaunen der Delegierten; sie wussten nämlich, dass die Schweiz wie die EG kurz zuvor jeglichen Elfenbeinimport verboten hatte!

Die meisten der Delegierten und insbesondere jene aus Afrika, ob solcher Manipulationen erbost, lehnten daraufhin die Abstimmung ab und beschlossen, diese auf die folgende Sitzung zu vertagen. Als diese dann schliesslich stattfand und zum oben erwähnten eindeutigen und massiven Ergebnis führte (76 Ja, 11 Nein, 4 Stimmenthaltungen) zugunsten des Transfers von sämtlichen Populationen von Elefanten in Anhang I, wenigstens bis zur nächsten Konferenz der CITES im Frühjahr 1992 (Vorschlag von Somalia), gerieten die Länder des südlichen Afrika erneut in Aufruhr! Und als der Delegierte Simbawes, Rowan Martin, einmal mehr gegen die Befürworter des Handelsverbots Gift und Galle spuckte und erklärte, sein Land werde diesen Entscheid nicht durchführen, da geschah es, dass mein Sicherheitsventil wie das eines unter Druck stehenden Lokdampfkessels funktionierte – was sich in einem langen schrillen Pfiff äusserte, der auf der Tribüne wie eine Bombe einschlug! Der kleine Präsident (Peter Dollinger)

wäre fast von der Stange gefallen, was für die Wissenschaft zweifellos ein Verlust gewesen wäre, da er uns gerade eine höchst erstaunliche Vorlesung über die Klassifizierung des afrikanischen Elefanten gehalten hatte!

Doch sagte ich ja bereits, dass dieser Pfiff auch als Aufruf zur moralischen Ordnung an die Adresse der südafrikanischen Länder gedacht war. Sie sollten ein Mindestmass an Solidarität mit den Staaten des Kontinents aufbringen, deren Elefantenbestände dezimiert sind und deren Elfenbein zum grossen Teil auf dem Wege über diese südafrikanischen Länder in den Handel kommt und die meinen, der ganzen Welt Lektionen über die Verwaltung der natürlichen Fauna erteilen zu müssen. Vielleicht verwalten sie ihre eigenen Elefantenbestände ganz gut, die ja sowieso auf einen kleinen Raum begrenzt sind (ungefähr 100 000 Quadratkilometer von den 6 Millionen, auf denen Elefanten leben), doch beteiligen sie sich aktiv und in vollem Wissen und Gewissen an der Plünderung der Elefantenbestände des ganzen Kontinents.

In dieser Hinsicht ist der Beschluss der CITES-Delegierten, sämtliche Populationen von Elefanten einschliesslich der des südlichen Afrika in Anhang I aufzunehmen, ein ausgezeichnete und weiser Entscheid. Die Vergangenheit hat gezeigt, dass ein oder zwei schwache Glieder in der Kette des Kontrollsystems genügen, damit das gesamte gewilderte Elfenbein dort hindurchgeschleust werden kann. Es ist an uns allen, wachsam zu bleiben und darauf zu achten, dass bei der nächsten Konferenz der CITES dieselben internationalen Organisationen, welche die Natur schützen sollten, nicht erneut diesem schmutzigen Handel die Tür auch nur einen Spalt öffnen, indem sie es den Ländern des südlichen Afrika erlauben, in Anhang II zurückzukehren. ■



Durch diese Vollversammlung gellte der Pfiff von Professor Pfeffer.

Der Schutz der Ehre in der Demokratie

von Rechtsanwalt Rudolf Schaller

Mit einer grossangelegten Kampagne versuchten der TRUMPF BUUR und die Weltwoche seit Jahren, den guten Ruf Franz Webers zunichte zu machen. Diese Kampagne war derart intensiv und heimtückisch, dass zeitweise die Gefahr des Untergangs der Fondation Franz Weber und der Helvetia Nostra drohte. Franz Weber blieb nichts anderes übrig, als die Gerichte um den Schutz seiner Ehre zu ersuchen. Dies tat er nicht für seine Person, sondern im Interesse seines Werkes und seiner Tätigkeit auf dem Gebiete des Tier-, Umwelt- und Naturschutzes. Er leistete damit auch einen wertvollen Dienst an der schweizerischen Demokratie, denn, wie Rechtsanwalt R. Schaller im folgenden Artikel nachweist, kann Verleumdung der Andersdenkenden die freie Meinungsbildung zum Ersterben bringen. *Die Redaktion*

Ist eine Person nicht selbst durch eine Verleumdung betroffen, gibt sie dem Schutz der Ehre oft nur wenig Beachtung und meint: Es handelt sich doch nur um Worte. «Les paroles s'envolent», Worte verfliegen... Wer aber genauer hinsieht, wird bemerken, dass für den Menschen der gute Ruf ebenso bedeutend sein kann wie etwa sein Vermögen oder sogar sein Leben. Eine hinterhältige Verdächtigung gegenüber einer rechtschaffenen Person trifft dieselbe vielleicht härter als etwa eine Körperverletzung. Der Leser dieser Zeilen kennt bestimmt Fälle aus seinem Lebenskreis, welche bestätigen, dass Verleumdungen für die betroffenen Personen von verheerender Wirkung sein können und sogar die Freude am Leben nehmen. Auf deutsch spricht man richtigerweise bei planmässiger Untergrabung des guten Rufes von **Rufmord**, also von Tötung. Das Leben des Menschen besteht eben nicht nur aus körperlichen, sondern auch aus seelischen Werten, wobei zu den seelischen Werten das Ansehen, die Anerkennung bei den Mitmenschen zu zählen sind.

Worte sind Taten

Im Zusammenhang mit dem TSCHANUN-Fall wurden viele Überlegungen zur Frage der Wir-

kung von Verleumdungen und der Verantwortlichkeit der Presse angestellt. Die Züri-Woche hatte im Frühjahr 1986 öffentlich den Beamten Tschanun angegriffen und so die im Baudepartement der Stadt Zürich entfachte Diskreditierung Tschanuns in die Haushalte der ganzen Stadt Zürich gebracht. Worauf Tschanun seine Kollegen niederschoss. Viel wurde darüber gewarnt, ob nun der Redaktor der Züri-Woche eine gewisse Schuld an der Tat Tschanuns habe. Der Schweizer Schriftsteller Adolf Muschg hat in einem Leserbrief in der Züri-Woche vom 7. Mai 1986 diesbezüglich treffend ausgeführt: «Der Kausalzusammenhang zwischen dem Artikel und dem Opfer von vier – nein: fünf Menschen (und dem Leid ihrer Hinterbliebenen) ist deutlich. Vor dem Gesetz mag er nur an einer Stelle als Schuld zu qualifizieren sein. Für jeden, der denken und lesen kann, verbietet sich diese Einengung auf das Justiziale. Niemand wird (dem Redaktor) vorschreiben, wie er damit leben soll. Die «Unfähigkeit» eines Beamten ist – selbst im zutreffenden Fall – eine geringere Belastung für das Leben einer Stadt als die doppelte Unfähigkeit eines Journalisten, die Folgen seiner Taten abzuschätzen, und einzusehen, dass es sich um Taten handelt. Das ist kein, im Sinne des Wortes, verantwortlicher Journalismus.»

In der Diskussion um Tschanun wurde auch die Auffassung vertreten, die verleumderischen Angriffe seien doch unbedeutend, weil nur die berufliche Qualifikation Tschanuns in Zweifel gezogen worden sei. Auch von Richtern ist in Ehrverletzungsprozessen oft zu hören, der Ankläger sei doch überempfindlich, die eingeklagte Verleumdung sei nicht ehrenrührig. Für den oberflächlichen Beobachter ist dieser Gedankengang verführerisch: Warum regt sich denn diese oder jene Person über solche Lappa-

sen oft zu hören, der Ankläger sei doch überempfindlich, die eingeklagte Verleumdung sei nicht ehrenrührig. Für den oberflächlichen Beobachter ist dieser Gedankengang verführerisch: Warum regt sich denn diese oder jene Person über solche Lappa-

Franz Weber vor den europäischen Richtern

Am 23. Januar 1990, 10 Uhr, beginnt die öffentliche Verhandlung des Europäischen Menschenrechtsgerichtshof in Strassburg in Sachen Nr. 23.724 Franz Weber gegen die Schweiz.

Eigentlich würde man besser vom Prozess Franz Webers gegen die Waadtländer Richter sprechen. Denn die Schweiz ist nur deshalb auf der Anklagebank, weil sie für die Willkür und Menschenrechtsverletzungen des Kantons Waadt gegen Franz Weber geradestehen muss.

Im Jahre 1982 hatte Franz Weber in Lausanne an einer Pressekonferenz das Komplott der Waadtländer Justiz gegen seine Person und sein Werk offen kritisiert. Er deckte auf, wie ein Untersuchungsrichter aus Vevey mit der Einwilligung des Waadtländer Kantonsgerichts einen Ehrverletzungsprozess gegen einen Leserbriefschreiber benützen wollte, um aus Franz Weber, dem Kläger, einen Angeklagten zu machen. Ziel der Waadtländer Behörden war es, Franz Weber, der seit der Rettung der Rebberge von Lavaux vor Überbauung und der Rettung der Gärten von Lausanne-Ouchy vor der geplanten Autobahn La Perraudettaz von Spekulanten und Politikern gehasst wird, zu kriminalisieren und mundtot zu machen. Zu jenem Zeitpunkt hatte Franz Weber gerade eine Grosskampagne gegen den von den Waadtländer Behörden befürworteten Bau der Perraudettaz-Autobahn lanciert. Von der Diskriminierung seiner Person versprachen sich die Behörden offensichtlich einen Abstimmungssieg zugunsten der umstrittenen

Autobahn. (Eine Rechnung, die nicht aufging, denn Franz Weber obsiegte im Abstimmungskampf!)

Nachdem alle seine Beschwerden beim Kantonsgericht systematisch abgewiesen wurden, blieb Franz Weber, dessen guter Ruf auf dem Spiel stand, nichts anderes übrig, als die Öffentlichkeit über diesen Missbrauch des Justizapparates zu informieren.

Doch die Waadtländer Richter vertragen keine öffentliche Kritik. Glasnost ist und bleibt im Waadtland ein Fremdwort. Sie reagierten blitzschnell auf die Pressekonferenz und bestrafte Franz Weber mit einer Busse von Fr. 300.– wegen angeblicher Verletzung des Untersuchungsgeheimnisses.

Franz Weber zog diesen Entscheid vor das Schweizerische Bundesgericht, doch ausser dem Bundesrichter Rouiller hatten die übrigen Bundesrichter Haefliger, Antognini, Matter und Scyboz nichts an dieser Bestrafung auszusetzen.

Anderer Meinung war die Europäische Menschenrechtskommission, die am 7. Juli 1987 einstimmig (13 Richter aus 13 verschiedenen europäischen Ländern!) festhielt, die Bestrafung Franz Webers verletze das Recht auf freie Meinungsäusserung (Art. 10 der Europäischen Menschenrechtskonvention). Sie beschloss, die Verurteilung der Schweiz beim Europäischen Menschenrechtsgerichtshof zu beantragen. Der öffentliche Prozess findet, wie schon einleitend gesagt, am 23. Januar 1990 in Strassburg statt.

lien auf? War doch egal, ob Tschann ein tüchtiger oder ein unfähiger Beamter war!... Bei genauerem Hinsehen muss man indessen feststellen, dass die Wertung WICHTIG - UNWICHTIG, BEDEUTENDER FALL - BAGATELLENFALL oft nicht nur objektiv haltlos ist, sondern Ausfluss einer Überheblichkeit und Respektlosigkeit gegenüber dem betroffenen Mitmenschen sein kann. Für die unbescholtene Putzfrau kann der gegen sie erhobene wahrheitswidrige Vorwurf der Unkorrektheit ebenso schwerwiegend sein wie etwa ein Betrugsvorwurf gegen einen Bankier. Der Mensch ist Person mit den Werten, mit denen er sich identifiziert, sich selber und den Mitmenschen gegenüber.

Wie hartnäckig das Gedankenbild der «Bagatellfälle» bis in die höchsten Richterstuben herumgeistert, bewies kürzlich Bundesrichter Raschein im Rahmen der Unterschriftensammlung der Demokratischen Juristen der Schweiz für das Referendum gegen den erschwerten Zugang ans Bundesgericht. Auch er sprach nach Zeitungsberichten von den sogenannten Bagatellfällen, wonach beispielsweise eine Lohnforderung eines Arbeiters von Fr. 29 000.- eine Bagatelle und also nicht bundesgerichtswürdig wäre. Das Bundesgericht würde es als unter seiner Würde betrachten, Fälle von weniger als Fr. 30 000.- Streitwert zu beurteilen.

Die Ehre des einen und die Ehre des andern

Das mit dem erwähnten Referendum bekämpfte Gesetz diskriminiert die Rechtssuchenden nach Massgabe des Geldes. In Sachen Ehrenschutz werden die Rechtssuchenden in der Praxis ebenfalls von den Gerichten in zwei Kategorien eingeteilt: in Personen, deren Ehre geschützt wird, und in Personen, die offensichtlich in den Augen der Richter verleumdet werden dürfen. Natürlich liest sich das nicht so klar aus den Urteilen heraus; es heisst: der Angriff ist nicht ehrenrührig, der Kläger ist zu empfindlich. Hier öffnet sich dem Richter ein weites Feld für Willkür und Diskriminierung von Andersdenkenden.

Vor Jahrzehnten wurde der kämpferische Gottlieb Duttweiler, Gründer der MIGROS, in einem offenen Brief wie folgt angegriffen:

«Nehmen Sie es nicht übel, wenn man sich bei all den Widersprüchen und Ihrer krankhaft anmutenden Neigung zu stetiger Konfusion und haltloser Verdächtigung hin und wieder fragt, ob Sie nicht besser den Arzt konsultieren sollten, statt hemmungslos Zeitungsartikel zu schreiben.»



Moskauer verbrennen die «Pravda» – aus Protest gegen deren Desinformationspolitik.

Das Bundesgericht wies Duttweilers Verleumdungsklage ab; der offene Brief sei nicht ehrenrührig, weil ein Nervenkranker für seinen Zustand nicht verantwortlich sei und durch seine Krankheit gerade auch an der Einsicht gehindert sein könne, dass er ärztlichen Beistand benötige.

Professor Martin Schubarth, heute Bundesrichter, stellte in seinem Buch über die Ehrenverletzungsdelikte fest, dass es das Bundesgericht mit der Wahrheit nicht so genau nehme, wenn einem «Linken» etwas angehängt wird. «Es legt bei falschen Behauptungen über «Linke» einen wesentlich grosszügigeren Massstab an, als wenn einem Architekten ein Spekulationsgewinn unterstellt wird.»

Auch im Ehrenhändel zwischen dem Zürcher Stadtrat Rudolf Aeschbacher, bekannt für seinen mutigen Einsatz für ein wohnliches Zürich, und dem Gewerbeverein Industriequartier strapazierten die Zürcher Richter gemäss Angaben von Rechtsanwalt Wespi die Möglichkeit des Wahrheitsbeweises «aufs äusserste zugunsten der Angeklagten», und zwar mit einer «wackligen und zum Teil widersprüchlichen Argumentation». Der Rechtsanwalt lieferte, gemäss NZZ vom 26. November 1987, auch gleich die Erklärung für die Willkür: Die

Richter gehörten Parteien (FDP und SVP) an, welche die Verkehrsberuhigungsmassnahmen Aeschbachers bekämpft hatten.

Einen neuen Höhepunkt der Diskriminierung der Opposition durch die Richter stellt die Behandlung von Franz Webers Verleumdungsklage im Zusammenhang mit der WELTWOCHE-Kampagne dar. Zuerst hatten die Gerichte zwar ein Beweisverfahren über die Integrität Franz Webers durchgeführt. Als dann eben nichts zulasten Franz Webers zum Vorschein kam, behaupten nun plötzlich die Zürcher Richter, die Vorwürfe der Weltwoche («Was ist denn mit dem Geld passiert, Franz Weber?»); Franz Weber würde mit Worten und Zahlen jonglieren; das wichtige politische Anliegen des Umweltschutzes würde durch problematische Finanzpraktiken diskreditiert usw. usw.) seien gar nicht ehrenrührig.

Die pluralistische Demokratie

Die schweizerische Verfassung verpflichtet zur Entwicklung einer pluralistischen Demokratie, eine Verpflichtung, welche durch den Beitritt der Schweiz zum Europarat bestärkt wurde. In bezug auf die Meinungsäusserungsfreiheit hat die pluralistische Demokratie folgende Merkmale: Der Staat und die Gesellschaft gründen nicht auf einer vorgegebenen,

für jedermann verbindlichen Doktrin. Es gibt nicht eine absolute, sondern nur eine relative Wahrheit, welche sich aus einer Debatte und einem Kompromiss ergibt. Die Minderheit muss in der Lage sein, auf die Meinungsbildung Einfluss zu nehmen. Die Meinung der Minderheit ist nicht etwa ein notwendiges Übel, sondern eine Herausforderung an die Mehrheit. Nur so kann verhindert werden, dass eine Gesellschaft und ein Staat überaltern und gegenüber neuen Situationen und Bedürfnissen der Bürger verschlossen bleiben.

«Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden. Nicht wegen des Fanatismus der «Gerechtigkeit», sondern weil all das Belebende, Heilsame und Reinigende der politischen Freiheit an diesem Wesen hängt und seine Wirkung versagt, wenn die «Freiheit» zum Privilegium wird.» Diese Aussage Rosa Luxemburgs wurde für eine andere Zeit und einen anderen Ort gemacht, trifft aber auffallend auf die heutige Schweiz zu. Seit Jahrzehnten stellen wir fest, dass durch die Integrierung der Arbeiterorganisationen in das herrschende Machtsystem ein tiefgreifender Prozess der Entpolitisierung grösserer Bevölkerungsschichten und der Entkoppelung der Staatstätigkeit vom Legitimitätsdruck durch die Öffentlichkeit stattfindet. Die Regierungsparteien wurden nach und nach zu bürokratischen Apparaten, welche fast nur noch aus der Perspektive der Bestandessicherung tätig sind und für die Lösung der fernen Zukunftsaufgaben verschlossen bleiben.

Längst sind es parteiunabhängige Gruppen, Vereine, Stiftungen, Einzelpersonen, welche die neuen Bedürfnisse und Ideale der Bevölkerung wahrnehmen und den verknöcherten Staatsapparat zum Handeln auffordern. Als Beispiele seien hier die Gebiete der aktiven Friedenspolitik, der Solidarität mit der Dritten Welt und der Anliegen des Umwelt-, Landschafts- und Naturschutzes angeführt. In einer wahrhaft pluralistischen Demokratie müssen diese Anliegen und Forderungen an den Staat ernsthaft geprüft und diskutiert werden, dies auch dann, wenn die Verwirklichung dieser Anliegen zu einer Veränderung der derzeitigen Machtverteilung führt.

Verleumdung – Anschlag auf Demokratie

Vor kurzem ging die Auseinandersetzung des sowjetischen Op-

positionsführers Boris JELZIN mit der Zeitung PRAWDA durch die Weltwoche. Die PRAWDA hatte einen Bericht der italienischen Zeitung LA REPUBBLICA über den Besuch JELZINS in den USA abgedruckt. Darin wurde JELZIN als unflätiger Alkoholiker, der von den Amerikanern nicht ernstgenommen würde, dargestellt. Dieser Bericht war tendenziös und zum Teil verleumderisch, weshalb sich die PRAWDA entschuldigte. Dieser Angriff auf die Ehre JELZINS löste in Moskau einen grossen Entrüstungssturm aus, an einer Demonstration wurde sogar die PRAWDA symbolisch verbrannt. Die Moskauer hatten offenbar erkannt, dass der PRAWDA-Artikel nicht bloss schlechter Journalismus

oder persönliche Anprangerung war, sondern ein Anschlag auf die erst seit wenigen Jahren wiedergefundene demokratische Auseinandersetzung. Durch Diskreditierung JELZINS sollte das Vertrauensverhältnis zwischen JELZIN und den Sowjetbürgern zunichtegemacht werden. Dies ist eine besondere Art der Zensur: Ein Meinungs- und Ideenträger wird diskreditiert mit der Wirkung, dass er nicht mehr ernstgenommen wird und seine Ideen, seine Meinungen an Wirkungskraft verlieren. Wenn Millionen von PRAWDA-Lesern von der Amerikareise JELZINS nur gerade erfahren, JELZIN hätte sich gegenüber den Amerikanern unflätig benommen, wird ihr Vertrauen zu ihm als mögliche Alternative als Re-

gierungschef beeinträchtigt. «Die Manipulierung der öffentlichen Meinung ist ein chemischer Krieg, welcher mit giftigen Gasen unter die Membrane der Gehirne dringt», schreibt EVTUSCHENKO.

Der Fall JELZIN/PRAWDA zeigt, wie die Ehre, das Ansehen Voraussetzung für den ungestörten Kontakt mit den Mitmenschen ist, für die Schaffung eines Vertrauensverhältnisses. Dieses Vertrauensverhältnis ist die Grundlage jeder wirksamen Ausübung der Meinungsäusserungsfreiheit, welche wiederum ein Grundpfeiler unserer pluralistischen, demokratischen Gemeinschaft ist. Schutz der Ehre bedeutet also auch Schutz der Demokratie.

Wo das Vertrauensverhältnis durch Appelle an die Öffentlichkeit und über die Presse zustandekommt, ist dasselbe im gewissen Sinne leichter verletzbar, da es indirekt zustandekommt. Nicht jeder PRAWDA-Leser kennt Boris JELZIN persönlich und kann Nachprüfungen über den Wahrheitsgehalt der Anschuldigungen anstellen. Die von Schweizer Gerichten oft vertretene Meinung, wer im öffentlichen Rampenlicht stehe, müsse sich mehr gefallen lassen, stimmt dann nicht, wenn es sich um haltlose, verleumderische Verdächtigungen handelt. Die öffentlich auftretende Person darf nicht zum rechtlosen Freiwilligen werden, auf welches beliebig geschossen werden kann. Etwas völlig anderes ist die Tatsache, dass die öffentlich auftretende Person sich Kritik, auch harte Kritik gefallen lassen muss. Die beiden Begriffe Verleumdung und Kritik zu vermengen, ist nicht nur unfair gegenüber der betroffenen Person, sondern eine gedankliche Perversion.

Die PRAWDA hat sich bei Boris JELZIN sofort entschuldigt. Die WELTWOCHEN hat dies bis heute bei Franz WEBER nicht getan, obwohl sie genau weiss, dass die Verdächtigungen gegen Franz Weber in der Artikelserie Januar/Februar 1986 völlig haltlos sind.

Dass es ihr nicht um eine Auseinandersetzung mit Franz Weber geht, zeigt sie, indem sie seit 1986 ihren Lesern jede Information über Franz Webers Aktivitäten vorenthält. Kein Wort über die Rettung des Giessbach, kein Wort über den Einsatz zum Schutz der Elefanten, der Pferde in Australien, kein Wort über die Initiative Sonnenberg. Franz Weber wird erst diskreditiert, dann totgeschwiegen.

Mit Pressefreiheit hat diese Haltung der Weltwoche-Redaktion nichts zu tun. Es handelt sich um willkürliche Ausübung nackter Pressemacht, welche die freie Meinungsbildung in der Schweiz behindert. Mit der Freiheit der Presse ist auch die journalistische Verantwortung verbunden. Was journalistische Verantwortung ist, umschreibt die NZZ vom 3./4. Mai 1986 unseres Erachtens zutreffend wie folgt:

«Ist demnach heute Kritik in den Medien verwerflich? Sie ist nicht nur legitim, sie ist in der öffentlichen Auseinandersetzung oft nötig, wenn auch gegenüber handelnden Personen. Es geht um das «wie», um die Frage, ob der Kritiker seine Argumente zum Nutzen an der Sache vorbringt, sich an die Fakten hält, seinem Gegenüber bei allen Meinungs-differenzen die menschliche Achtung nicht versagt – kurzum: sich der journalistischen Verantwortung bewusst ist.» ■



Aus dem gleichen Grund, wie die Moskauer die «Pravda» verbrennen, verbrennt Franz Weber die «Weltwoche».

Rechtsbeugung durch Richter

Die in der letzten Nummer des Journal Franz Weber dargestellte Willkür der Waadtländer Justiz gegen Franz Weber hat in der ganzen Schweiz grosse Entrüstung ausgelöst. Der Genfer Nationalrat Jean Ziegler will solchen Missbräuchen der Justiz zur Eliminierung der Opposition durch Änderung des Schweizerischen Strafgesetzbuches abhelfen. Wenn Richter, statt das Recht anzuwenden, das Recht beugen, sollen sie bestraft werden. Wir drucken hiernach die Motion Ziegler sowie die Antwort des Bundesrates ab. Der Bundesrat bestreitet nicht den Hinweis Zieglers auf die Willkür gegen Franz Weber. Doch glaubt er, der Strafbestand des **Amtsmiss-**



JEAN ZIEGLER

brauchs könne auch die **Rechtsbeugung** umfassen. Indessen ist der Straftatbestand des Amtsmissbrauchs in Artikel 312 StGB viel zu vage umschrieben, so dass unsere Richter sich frei fühlen, mit Gesetz und Recht umzugehen, wie es ihnen gerade beliebt. Wenn der Richter weiss, dass ihm Strafe droht, wenn er Unschuldige verurteilt und Grossverbrecher laufen lässt, wird er zur objektiven Rechtsanwendung zurückfinden. Die schweizerische Strafgesetzgebung kennt heute nicht die typischen Richterdelikte, welche beispielsweise in der Bundesrepublik Deutschland nach den finsternen Erfahrungen der Nazi-Richter ins Gesetz aufgenommen wurden: Rechtsbeugung, Aussagerpressung, Verfolgung Unschuldiger, Vollstreckung gegen Unschuldige, Strafvereitelung im Amt.

89.481 Motion Ziegler vom 12. Juni 1989

Rechtsbeugung

Text des Vorstosses

«Der Bundesrat wird beauftragt, eine Gesetzesvorlage zur Abänderung des Schweizerischen Strafgesetzbuches zum Zwecke der Einführung des Deliktes der Rechtsbeugung auszuarbeiten.

Neu wird Artikel 312bis mit folgendem Wortlaut ins Strafgesetzbuch aufgenommen:

«**Artikel 312bis Rechtsbeugung**
Ein Richter, ein anderer Amtsträger oder ein Schiedsrichter, welcher sich bei der Leitung oder Entscheidung einer Rechtssache zugunsten oder zum Nachteil einer Partei einer Beugung des Rechts schuldig macht, wird mit Freiheitsstrafe von einem bis fünf Jahren bestraft.»

Begründung

Im Gegensatz zu anderen Strafgesetzbüchern, wie beispielsweise § 336 des Strafgesetzbuches der Bundesrepublik Deutschland, kennt das schweizerische Recht nicht das Delikt der Rechtsbeugung. Indessen schadet dem

Rechtsstaat die Verbiegung und Verdrehung des anzuwendenden Rechts gerade durch dessen berufene und angerufene Repräsentanten. Die Rechtspflege in Form der staatlichen wie vom Staat anerkannten richtigen und unparteiischen Rechtsprechung ist auch vor ihren eigenen berufenen Vertretern, also vor einem Angriff auf die Rechtspflege «von innen», zu schützen.

Verschiedene Justizskandale haben dem Vertrauen der Schweizer in unsere Gerichte und damit unserem Rechtsstaat schwer geschadet.

Die neueste Attacke der Waadtländer Justiz gegen den weltweit angesehenen Umweltschützer Franz Weber zeigt einmal mehr, dass die innerliche Verkehrtheit und Verderbtheit von Richtern dem Missbrauch der richterlichen Autorität Tür und Tor öffnet.

Wenn ein Richter das Recht beugt, um einen politischen Widersacher in aller Öffentlichkeit anzuschwärzen und zu kriminalisieren, so handelt es sich um eine Perversion der Rechtsprechung, welche nicht durch eine spätere

Aufhebung durch eine Rekursinstanz völlig beseitigt werden kann.

Ein Richter, der sein Amt zur öffentlichen Verleumdung eines politischen Widersachers missbraucht, muss der gerechten Strafe überführt werden.»

Stellungnahme des Bundesrates

«Die Glaubwürdigkeit des Rechtsstaates leidet in hohem Masse, wenn ausgerechnet Richter oder andere Amtsträger bei ihren Entscheidungen bewusst das Recht brechen. Dann werden auch alle Bemühungen um den Schutz der Rechtspflege vor äusseren Angriffen in Frage gestellt. Dem Motionär ist deshalb beizupflichten, dass Richter, andere Amtsträger oder Schiedsrichter, die sich der bewussten Rechtsbeugung schuldig machen, zu bestrafen sind.

Indessen besteht keine Notwendigkeit, unser Strafgesetzbuch (StGB) mit dem vom Motionär vorgeschlagenen neuen Artikel 312bis – der wörtlich dem Strafgesetzbuch (§ 336) der Bundesrepublik Deutschland entnommen ist – oder mit einer ähnlichen Bestimmung zu ergänzen. Denn die Rechtsbeugung stellt eine Form von Amtsmissbrauch im Sinne des geltenden Artikels

312 StGB dar. Zwar kam es seit dem Inkrafttreten des schweizerischen Strafgesetzbuches nur zu vereinzelt entsprechenden Verurteilungen, wie derjenigen eines kantonalen Staatsanwaltes in den sechziger Jahren. Artikel 312 StGB erfasst aber auch durch Richter und andere Amtsträger begangene Rechtsbeugungen. Daran bestehen auf Grund der Materialien und der Lehre keine Zweifel.

Im übrigen können offensichtliche Rechtsverletzungen des Richters oder anderer Justizorgane auch – oder in erster Linie – mit Hilfe der in den Prozessordnungen vorgesehenen Rechtsmittel gerügt und so einer Korrektur zugeführt werden.

Unser geltendes Recht enthält demnach auf verschiedenen Ebenen die notwendigen Grundlagen, um gegen Rechtsbeugungen von Vertretern der Justiz selbst wirksam vorgehen zu können.

Aus diesen Gründen lehnt der Bundesrat die Motion ab.

Erklärung des Bundesrates

Der Bundesrat beantragt, die Motion abzulehnen.»

Erklärung von Jean Ziegler

«*Der Kampf wird geführt!*»

Kein Zweifel, dass die Debatte im Nationalrat interessant wird. ■



Unerträglich

Das wahre Gesicht des Pelzhandels

Zur Wahrung seiner kommerziellen Interessen versteigt sich der Schweizerische Pelz-Fachverband (SPFV) zu einer Reihe von grotesken Behauptungen – und dies in einem anderthalbseitigen Werbeartikel im Magazin FEMINA vom 22. September 1989. Will man den Worten der Pelzhändler Glauben schenken, so zeugt ihr Tun von einer umweltbewussten Haltung und ist Ausdruck ihrer Achtung vor der Natur! Dies jedenfalls sagen sie, obwohl die Tiere bekanntlich in der freien Natur in scheusslichen Fallen elend zugrunde gehen oder in Zuchtanstalten ihr tristes Gefangenleben unter grausamsten Bedingungen fristen müssen – nur um dem primitiven Luxusgeschmack einer dekadenten Damenwelt zu genügen. Die frommen Worte der Pelzhändler, die so unser Gewissen zu beruhigen versuchen, werden nur allzuoft durch entsetzliche Berichte von Augenzeugen oder unerträgliche Bild- und andere Dokumente widerlegt. Ein erneuter Aufruf und eine nochmalige Klarstellung scheinen uns deshalb unerlässlich, um dazu beizutragen, dass diese schändlichen Aktivitäten endgültig unterbunden werden.

von Olivier van Bogaert





«Fourrure: Opération vérité» – Die Wahrheit über den Pelz. Unter diesem Titel veröffentlichte der Schweizerische Pelz-Fachverband (SPFV) am 22. September in «Femina» ein anderthalbseitiges Inserat zusammen mit einem Wettbewerb (Preisausschreiben). Der Text verdeutlicht vor allem, dass der SPFV zur Verteidigung des Pelzhandels auch nicht vor ungemein grotesken Behauptungen zurückschreckt.

Von Olivier van Bogaert

So ging er insbesondere so weit, sich als Opfer von Verleumdungs- und Lügenkampagnen zu bezeichnen. Der Verband wurde zwar angegriffen, dies aber zu Recht mit Zahlen, die den Tatsachen entsprechen oder schockierenden Bildern sowie erschütternden und leider nur allzu wahren Berichten und Reportagen von Augenzeugen. Nun ist aber diese Behauptung des SPFV gar nichts im Vergleich zu den Unsinnigkeiten, die er sich erlaubt, den Leserinnen (und Lesern) des Magazins als «Wahrheit» aufzutischen.

So lesen wir zu Beginn, dass «der Pelz ein natürliches Produkt ist, das von einer echten umweltbewussten Haltung zeugt und uns vor synthetischen Erzeugnissen bewahren sollte» (!). Dann weiter: «Der Pelz: die Hochachtung vor der Natur.» Und dazu folgender Kommentar: «Seit Anfang des 19. Jahrhunderts sind 350 Tierarten ausgestorben, davon aber lediglich zwei Pelztierarten am Ende des letzten Jahrhunderts. Doch im Bestreben, die verschiedenen Tierarten zu erhalten, hat die Pelzindustrie schon seit langem die Tierzucht entwickelt.» Was letztere betrifft, so wird nach Ansicht des SPFV den Tieren, die das «Glück» haben, sich in einer

die Zuchttiere wirklich dahingegeben. Die Tiere sind permanent unter Stress und drehen sich in ihren Käfigen im Kreis – wie in einer Todeszelle! Sie wissen wohl, dass sie dem Todesurteil, das profitgierige und von skrupellosem Geschäftsdenken geprägte Menschen kaltblütig über sie verhängt haben, nicht entkommen können.

Zum Abschluss ihrer Beweisführung stimmen die Pelzfachhändler die alte Leier an: die der Naturmenschen, die ums Überleben kämpfen. Ihres Erachtens sind die Indianer und Eskimos, die afghanischen und namibischen Hirten, die Fallensteller und Jäger auf das Fleisch der Pelztiere angewiesen. Es ist ein Lied mit falschen Tönen, denn man kann die Indianer, Eskimos oder Hirten nicht einfach in denselben Topf werfen wie die Fallensteller, die ihr schändliches Handwerk hauptsächlich als Ge-



Zuchtanstalt zu befinden, «als Haustiere die beste Pflege der Welt» (!) zuteil. Dann die logische Schlussfolgerung: «Der Pelz: Schönheit ohne Grausamkeit.» Wie bitte? Sind diese Leute denn von Sinnen?

Todeszellen

Hier sei zunächst bemerkt: Selbst wenn nur zwei Pelztierarten ausgestorben sind, dann sind dies immer noch zwei zuviel. Und zudem steht fest, dass die bestgepflegten und glücklichsten Tiere immer noch die sind, welche in ihrer natürlichen Umwelt leben – und nicht in Zuchtanstalten. Die Pelztierfarmen scheren sich ebenso wenig um den Umweltschutz wie die dazugehörige Industrie. Die Pelztierhändler hüten sich wohlweislich davor, preiszugeben, unter welchen Bedingungen – zumal psychologischer Art –

Die harte Wirklichkeit der Zahlen

Selbstverständlich haben die Pelzhändler ihre eigene Auffassung über die Informationen, die der Öffentlichkeit zu erteilen sind.

Gemäss den Grundregeln einer objektiven Berichterstattung hätten sie eigentlich angeben müssen, wie viele Tiere zur Herstellung der verschiedenen Pelzmäntel benötigt werden. Nun sind aber diese Zahlen freilich so hart, dass sie für einen halbwegs mitfühlenden Menschen kaum erträglich sind. Was der SPFV bei der Abfassung seiner Werbeseite vom 22. September in Femina zu vergessen haben scheint, möchten wir hiermit nachholen.

Das traurige Bild der Zahlen sieht so aus:

Durchschnittszahl getöteter Tiere zur Herstellung eines Pelzmantels

Chinchilla	100
Hermelin	125
Füchse	
Polarfuchs (Weissfuchs)	15
Silberfuchs	11
Rotfuchs	18
Luchs	11
Wildkatze	15
Nerze	
freilebend	55
männlich	29
weiblich	50
Bisamratte	30
Opossum	30
Fischotter	14
Waschbär	27
Lièvre royal	30
Marder	40
Iltis	25
Biber	9
Dachs	17
Eichhörnchen	100



Um den Pelz nicht zu beschädigen...



werbe ausüben. Weder die Indianer noch die Eskimos verbringen ihre Zeit damit, Fallen zu stellen, die sich in ihrer Grausamkeit überbieten und jährlich Millionen von Tieren einen Tod mit unvorstellbaren Qualen bereiten.

Die Pelzhändler sind stets um die Wahrheit bemüht... Es kann deshalb nur Zufall sein, wenn sie vergessen zu erwähnen, dass 77% der jährlich in den USA wegen ihres Pelzes getöteten Tiere auf barbarische Weise in Fallen umkommen. Das sind 17 Millionen freilebende Tiere! Und rein zufällig vergessen unsere lieben Pelzhändler auch anzuführen, dass unzählige Haustiere wie Hunde, Katzen und Vögel oder geschützte Tiere wie Adler, Eulen und Repti-

lien ebenfalls in diese Fallen geraten. Allein in den Vereinigten Staaten schätzt man die Zahl dieser «unschuldigen» Opfer auf ca. 5 Millionen jährlich.

Schluss mit der Grausamkeit!

Wer einen Pelzmantel trägt, muss dies mit seinem Gewissen aushandeln. Nur mit dem Ende des Pelzhandels können Millionen von freilebenden Tieren ihren natürlichen Lebensraum ohne mörderischen Hinterhalt wiedergewinnen, kann die unmenschliche Käfigzucht aus der Welt geschafft werden. Und nur so kann der Mensch ein Stück seiner Würde wiedererlangen.

Grausamkeit in Reinkultur

Die Fallen zum Fangen von Tieren, welche für die Modetierherstellung für die rückständigen Damen erhalten müssen, sind durchaus mit mittelalterlichen Folterinstrumenten zu vergleichen. Hier ein kurzer Überblick über diese abscheulichen Ausgeburten einer abwegigen Phantasie:

Das Tellereisen

Es handelt sich dabei um ein gewaltiges Schnappinstrument, das die Läufe der Tiere umklammert und ihnen meist die Sehnen und Knochen zermalmt. Einige Tiere trennen sich übrigens selbst die Pfoten ab, wenn sie verzweifelt versuchen, sich zu befreien. Die anderen zappeln jämmerlich und erleiden unter unvorstellbaren Qualen ein Martyrium, das mehrere Stunden, manchmal sogar mehrere Tage dauert. Ein Grossteil der Tiere ist noch am Leben, wenn der Fallensteller seine Beute abholt, die anderen sind an Erschöpfung oder Kälte eingegangen, sie sind verhungert und verdurstet oder Opfer von Raubtieren geworden. Diese Art von Falle ist in 65 Ländern verboten, jedoch nicht in den Vereinigten Staaten.

Der Conibear

Diese Falle umklammert den ganzen Körper des Tieres und soll angeblich schnell zum Tode führen. In Wirklichkeit verursacht sie oft innere Verletzungen, die den Todeskampf verlängern. Sie ist hauptsächlich für den «versehentlichen» Tod von Haustieren und geschützten Tieren verantwortlich.

Die Würgefalle

Auch dies ein besonders scheussliches Tötungsinstrument etwa ver-

gleichbar mit dem berühmten Würgeknebel. Der Tod durch Erürgen erfolgt allmählich, indem das Tier immer verzweifelter um sich schlägt.

Die Tötung

In einigen Ländern gibt es genaue Vorschriften über das Aufstellen von Fallen und deren Kontrolle, in anderen wiederum nicht. In letzteren kommt es deshalb häufig vor, dass die Tiere in den Fallen einen Todeskampf führen, der bis zu zwei Wochen dauern kann. Diese schändliche Grausamkeit ist natürlich seltener in Ländern mit entsprechenden Gesetzen. Dann aber wird das Töten selbst zu einem scheusslichen Ritual. Der Fallensteller bedient sich schrecklicher Methoden, um das Fell des Tieres ja nicht zu beschädigen: Kleintiere werden gegen einen Baum oder Felsen geschmettert oder man drückt ihnen die Brust zusammen, bis sie ersticken oder die inneren Brustorgane platzen. Die in Flüssen gefangenen Tiere wie etwa die Biber erleiden den Tod durch Ertränken. Wenn man weiss, dass der Biber 20 Minuten unter Wasser aushält, ohne zu atmen, dann kann man sich leicht vorstellen, welche unsäglichen Qualen und welche Todesangst ihm dieses langsame Sterben bereitet.

Schliesslich muss man wissen, dass diese Schandtaten regelmässig und in grossem Masse in Naturreiservaten und Naturschutzparks verübt werden. Es gibt eine Vielzahl von Augenzeugenberichten und Filmreportagen über diese abscheulichen Brutalitäten, die man nur als grausame Verbrechen bezeichnen kann. O.v.B.



Ihre Meinung

Weitermachen,
Herr Weber!

Im Verlaufe mehrerer Jahrzehnte habe ich als *Anwalt in eigener und in fremden Sachen immer wieder feststellen müssen, dass Rechten und Recht bekommen nicht das Gleiche ist.*

Der «Filz» ist allgegenwärtig. Er wuchert in der Politik, in der Wirtschaft, in den Verwaltungen und den Gerichten, und die Medien, welche sowohl die Aufgabe als auch die Möglichkeit hätten, bei der Wahrheitsfindung mitzuwirken, helfen wacker mit, die viel beschworene Transparenz zu verschleiern. Oft könnte und möchte man verzweifeln und den Kampf resigniert aufgeben. Es ist aber gerade dieses Aufgeben, das die «interessierten» Kreise anstreben und darum dürfen Sie, Herr Weber, und keiner, der irgendwo einen Kampf gegen missbräuchliche persönliche und politische Interessen führt, aufgeben.

Ich glaube, dass gerade Ihre Kämpfe den Beweis dafür liefern, dass irgendeinmal die Stunde der Wahrheit schlägt. Damit sie nach vielen bitteren Erfahrungen schlagen kann, darf man nicht aufgeben.

Machen Sie weiter, lieber Herr Weber, für unsere massiv bedrohte Umwelt, für die geschundenen Tiere, die sich selbst nicht wehren können, für die vielen Leute, die irgendwo Opfer der Interessen-«Vernetzungen» sind (Wir haben ja so viele schöne neue Wortschöpfungen!), ganz einfach für eine anständige Schweiz und eine anständige Welt. Ich danke Ihnen.

Dr. Kurt L. Meyer, Zug.

Das Grosse wirkt in der
Stille

Lieber Franz Weber, es tut weh, den letzten Absatz Ihres Rundschreibens vom 21. August zu lesen. Wir brauchen Sie. Danke, dass Sie nicht aufgeben und immer wieder für uns hinhalten, und zwar hautnah!

Wir sind da, viele von uns; und wir tun, was wir können. Das Grosse, Starke wirkt in der Stille – und diese Unterstützung kann auch ich Ihnen geben.

Rita de Senarclens, Zürich

Mafiamethoden

Da ich Abonnentin Ihres interessanten Blattes bin, brauchen Sie mir nichts zu erklären. Da bin ich genügend informiert. Ich schäme mich für unsere Justiz, die solche Schandurteile ermöglicht. Dass es mit *Justitia Helvetica* nicht mehr so besonders gut steht musste ich leider, nicht nur was ihren Fall betrifft, schon hin und wieder feststellen.

Will sich die Schweiz, die in Strassburg wegen Menschenrechtsverletzungen schon öfters verurteilt wurde, noch mehr internationale Blamagen einholen? Was für böse Bubeereien leisten sich hier sogar Juristen? Das hätte eine Bande von hergelaufenen Kriminel-

len mit «Gerichtserfahrung» auch fertig gebracht, was von Juristen hier als jämmerliches Schauspiel aufgezogen wurde. Hoffentlich distanzieren sich Juristen aus anderen Landesteilen von solchen Mafiamethoden.

Gertrud Hersberger, Wangen a.A.

Nobelpreis...

Sehr geehrter Herr Weber,

seit vielen Jahren verfolge ich Ihre Bemühungen und unterstütze Sie bescheiden.

Ihr letztes Rundschreiben über politische Machenschaften und gerichtliche Unannehmlichkeiten haben mich erschüttert und verärgert. Ich glaube Ihnen jedes Wort und denke, dass Ihre Beschreibung nur die Spitze des Eisberges ist. Wie sie wohl wissen, ist sehr viel Neid und Missgunst in der Welt, und jeder sollte zum Anpassen und Schweigen gebracht werden.

Trotzdem werden Sie mit Ihrem Mut wahrscheinlich einigen Tieren vorübergehend das Leben retten. Vielleicht gelingt es Ihnen, einige Leute wach zu behalten. Vielleicht eine Bewegung für die Endzeit unserer bedrohten schönen Erde zu stärken oder in Gang zu bringen. Vielleicht bringt die Ironie des Schicksals Ihnen dann einen Nobelpreis, um schlechtes Gewissen zu übertünchen.

Lydis Guldener, Zürich.

Schändliches
Vorgehen!

Entsetzt habe ich mich über das Vorgehen der Gerichte im Waadtland. Verlieren Sie den Mut nicht, gegen solch schändliches Vorgehen zu kämpfen! Sie haben ja trotz allem einen grossen Kreis von Freunden, die Ihnen immer wieder wenigstens finanziell beistehen.

Andererseits bin ich entsetzt über die Juristen in Zürich, die nicht gegen Geldwäscher vorgehen und andererseits die grossen Beträge des ehemaligen Diktators der Philippinen nicht herausgeben, obwohl das Volk das Geld nötig hätte. Es passiert auch in unserem Lande manches, das man nicht begreift.

Clara Barth, Basel.

Militärkopf-Mafia

Soeben habe ich den Bericht «Kranke Waadtländer Justiz» von Christophe Valery im Journal Franz Weber Nr. 9 gelesen. Obwohl ich Franz Webers Schriften z. grössten Teil gelesen habe, hat mich doch dieser Text so wie auch der Bericht von Herrn R. Schaller innerlich so aufgewühlt, dass ich vor Zorn über diese Militärkopf-Mafia direkt Herzklopfen bekam. Als einfacher Rentner und gelegentlicher Leserbriefschreiber kann ich leider für Franz Weber nicht viel mehr tun, als seine

Briefaufkleber und Karten (SOS Elefanten) kaufen, das Journal FW abonnieren, hier und da eine kleine Spende überweisen und vor allem aber «Mundpropaganda» betreiben. Es sollten in unser «sauberen» Schweiz viel mehr Franz Webers richtig auf die Barrikaden und unserer Macht-Mafia «zeigen, wo Gott hockt!»

Im übrigen haben es mir auch die mutigen Beiträge von Frau Ursula Spillmann angetan. Ihr Gedankengut sollte viel mehr verbreitet werden.

Hans Steger, Trübbach

Papageitaucher:
Bestätigung

Ihren Artikel über die Papageitaucher in Island kann ich nur bestätigen. Im August bereiste ich dieses interessante Land und bin begeistert über seine unbeschreibliche, wunderschöne vielfältige Natur. Man kann immer nur staunen. Auch uns wurde auf Extrabestellung Papageitaucher-Delikatesse offeriert.

Ich habe bereits der Organisatorin der SAGA-REISEN diesbezüglich geschrieben. Unerhört ist doch der Ausspruch der Reiseleiterin: Die wildlebenden Nerze und Polarfüchse sind sehr schädlich, jeder, der ein solches Tier erlegt, bekommt eine Prämie... Gleichzeitig werden – natürlich zum Geldverdienen – diese Tiere quälerisch in Tierfabriken gezüchtet! Bei einer diesbezüglichen Diskussion habe ich Ihren Einsatz (dokumentiert mit Ihrer Karte zur Tierfabrik-Abstimmung) verteidigt.

Irma Weiss, Engelburg

Fleischnahrung –
eine Droge

Von einer Reise an einer Meeresküste zurück, finde ich unter den Zeitungen das Journal Franz Weber, Nr. 9/89, mit den beiden Aufsätzen über Fleischkonsum. Dafür will ich Ihnen danken. In jüngeren Jahren durch Verzicht auf Fleischnahrung von einer Krankheit geheilt, wusste ich den Vorteil pflanzlicher Nahrung zu schätzen und, im Hinblick auf den Leidensweg der Tiere, bis sie für den Menschen mundgerecht zubereitet sind, zu beachten.

Mangels frischem Gemüse führte ich in diesem «Erholungs-Aufenthalt» dem Körper ein ihm ungewohntes Mass an Fleischnahrung zu. Beim Bergsteigen in der ersten Woche schien er sich damit abzufinden. Anschliessend, beim gemütlicheren Verweilen, fing er jedoch an zu rebellieren: Magen-, Kopfschmerzen, Fieber, mit allem Drum und Dran. 3 Tage im Bett. Aber noch mehrere Tage danach bin ich nicht richtig kuriert. Kein Ruhmesblatt, wenn einem das mit 80 Jahren passiert. Ein Wunder, dass der Körper noch

genügend Abwehrkräfte besitzt, um solcher Misshandlung zu widerstehen.

Ihr fundierter, Jahrtausende einfangender und doch auf das Wesentliche beschränkter Bericht mit den Bildnissen und Aussagen berühmter Vegetarier hat mir geistig und physisch sehr geholfen, als dies vermutlich die bekömmlichsten Pillen hätten bewirken können.

Wenn die Leute wüssten, wie ausgezeichnet z.B. Kartoffelklösse oder Kartoffelbrot mit etwas Öl munden, desgleichen Blumenkohl, Fenchel usw., von den unzähligen Früchten ganz abgesehen, würden sie, wenn in ihnen noch ein Wille zur Achtung der gesamten lebendigen Schöpfung vorhanden ist, auf die Fleischnahrung verzichten. Die Umstellung erfordert freilich Zeit, wie bei allen Absagen an Drogen jeder Art.

Herzlichen Dank für die überaus klare Darstellung eines Themas, das die Menschheit bisher in unverzeihlicher Weise aus ihrem Alltag ausklammerte, ohne dessen Bewältigung sie jedoch, auf längere Sicht gesehen, ins Verderben rennt: **Bodenerosion und -vergiftung** sowie eine rund 6mal grössere Bodenfläche für die Bereitstellung von Fleischnahrung gegenüber pflanzlicher Nahrung führen dazu, dass die Lebensmittel knapp werden und schliesslich nicht mehr ausreichen, um eine wachsende Bevölkerung zu ernähren.

W.B.

Tiermord gleich
Menschenmord

Der erste grosse Schritt, den die Menschheit machen muss, um Krieg und Mord, Streit und Elend zu überwinden, ist die weltumspannende Erkenntnis, dass ein Tiermord dasselbe ist wie ein Menschenmord. Im letzten Abschnitt des Artikels «Fleisch – die Henkersmahlzeit nach dem Tode», erwähnt Ursula Spielmann eine Idee von Franz Weber, der ich nur zustimmen kann: Auf jedem Päckchen Fleisch, das verkauft wird, sollte das Tier abgebildet sein, das für das Stück Fleisch sterben musste.

Aline Muessli, Linden

Hotel Giessbach –
eine grosse Leistung

Ich war kürzlich im Hotel Giessbach und konnte mich davon überzeugen, mit wieviel Liebe, Geschick und Hartnäckigkeit das Ziel der Erhaltung dieses Hauses verfolgt worden ist. Zum Ergebnis kann man nur gratulieren mit der Gewissheit, dass sich Mühe und Ärger, welche damit verbunden waren, gelohnt haben.

Ich bin überzeugt, dass nur noch auf diese Weise in unserer Schweiz der Krämer und Nörgler grosse und gute Leistungen möglich sind.

Ich ermuntere Sie, in diesem Sinne weiterzufahren.

Jürg Salchli, Biglen.



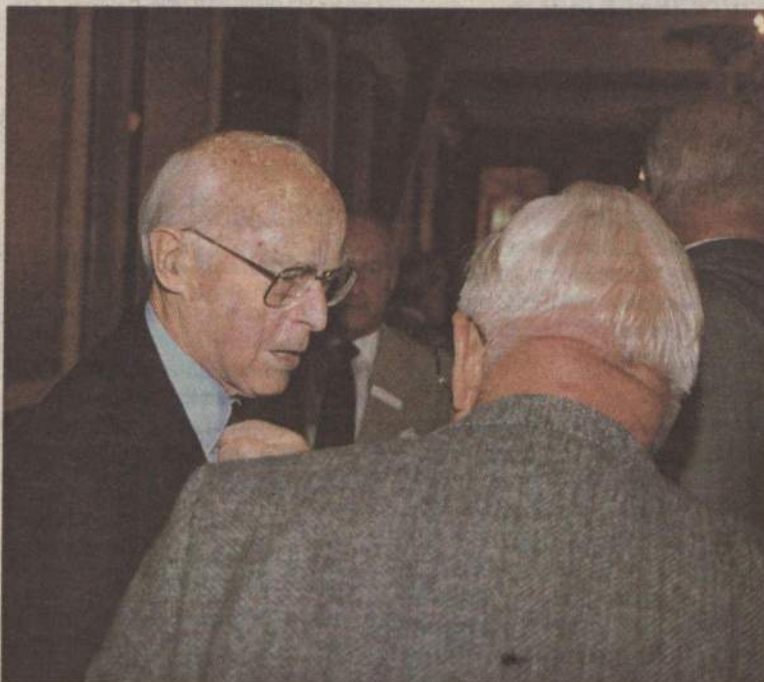
Bundesrat René Felber nach dem obligaten «Familienfoto» zu Franz Weber: «Ich wusste nicht mehr, wie romantisch der Giessbach ist.»



Bundesrat René Felber eilt im Lobby schwungvoll auf Judith Weber zu: «Ich muss sagen: es ist einmalig hier!»

Giessbach ist «in»

Wie einst um die Jahrhundertwende strömt die Welt wieder in den Giessbach. Doch im Gegensatz zu damals steht heute das Grandhotel nicht nur den «Obere Zehntausend» offen, sondern dank einer wahrhaft demokratischen Politik jedem Gast, der im Giessbach Freude, Geselligkeit und Erholung sucht. So trifft man etwa beim Frühstücksbüffet den einfachen Rentner neben einem Magnaten der Hochfinanz, die Grossfamilie mit Kindern, Enkeln und Hund neben einem französischen Minister. Im Giessbach treffen sich Junge und Junggebliebene aller Gesellschaftsschichten mit gleichem Vergnügen und gleicher Begeisterung. Das altherwürdige Grandhotel ist heute das jüngste und begehrteste Hotel der Schweiz. Wer glaubt, daran noch zweifeln zu dürfen, der überzeuge sich selbst nach der Wiedereröffnung im Mai 1990.



Alt Bundesrat Willy Spühler ist ein alter Gast von Franz Weber: Im Juni 1971 nahm er als Vertreter des Bundesrates am denkwürdigen Surlej-Abend im Zürcher Grandhotel Dolder teil. Heute ist er wiederum bei Franz Weber zu Gast: im geretteten Grandhotel Giessbach.



Der Ruf des Giessbach als Kongresszentrum geht um die ganze Welt. Kongressteilnehmer strömen zur Bergstation der Giessbachbahn.



Auch der legendäre Grossverleger Marc Lamunière wollte sich ein Weekend im Giessbach nicht entgehen lassen. Hier sehen wir ihn (rechts ausser) auf der Rückreise zusammen mit seiner Gattin und seinem alten Schulkameraden, Rechtsanwalt und a. Nationalrat Gilbert Baechtold mit Gemahlin.



Botschafterausflug in den Giessbach. Ambassadoren beim Mittagmahl im grossen Speisesaal. Unter ihnen, unauffällig und versteckt, a. Bundesrat Pierre Aubert.



Franz Weber empfängt an der Bergstation Regierungsdelegierte aus Afrika, Südamerika und Asien.



Glanzvolle Soirée Romande in den Westgärten. Die ersten Gäste haben ihre Plätze bezogen.



Claude Langel, Redaktorin der Tageszeitung «Le Matin» (links) mit ihrem Gatten René Langel, Chefredaktor der Tageszeitung Vevey-Riviera im Gespräch mit Judith Weber.



Zu den einmaligen Sehenswürdigkeiten des Giessbach gehört die 110jährige Giessbachbahn.

Trotz aller Gegenpropaganda...

«Wenn nur der Wasserfall nicht wäre, dieses unablässige Plätschern von hoch über den Tannen her, aus einem unsichtbaren Spühlkasten, in dem der Schwimmer kaputt ist, und unten, ausgerechnet da unten in der Schüssel, wo sich das Wasser wieder sammelt, um in den See abzulaufen, ausgerechnet da muss ein Hotel stehen oder besser kleben, an der nassen, lauten Giessbachwand, wie ein Klumpen Dreck an

einer Fensterscheibe. Es ist, als ob man am Bahndamm logierte, dieses ohrenbetäubende, sinnberauschende Rauschen, denn immer fährt gerade ein Zug vorbei, Wagen für Wagen, Tag und Nacht, ohne Unterlass...

(«Weltwoche», 7. Juni 1984)

Fünf kurze Jahre nur trennen uns von dem «Klumpen Dreck an der Fensterscheibe», von dem Hotel, das an der «nassen, lauten Giessbachwand klebt». Fünf kurze Jahre nur, aber ein langer Weg von der giftigen «Weltwoche»-Satire.

«Unvorstellbar ist's, dass hier einmal eine ausgiebige Welle des Touristenstroms der Schweiz an das waldige Ufer des Sees schlug und Leben und Abwechslung brachte.»

Heute können wir beim Überlesen jener giftigen Passagen nur noch lächeln: Zwischen 120000 und 150000 Besucher und Gäste hat der Giessbach dieses Jahr von Mai bis Oktober empfangen! Sie alle haben den Giessbach als das gesehen, was er in Wirklichkeit ist: als das Kleinod des Berner Oberlandes, als Hymne an die

Schönheit und Grösse der Natur und als Denkmal einer fast verlorenen Kultur.

Es ist wieder Mode geworden, in den Giessbach zu gehen. Und wer einmal da war, der kann nicht anders als wiederkommen: «Ich bin wieder daheim!» Wie oft begegnen uns langjährige Gäste mit diesem Ausruf.

...nie geahnter Erfolg

Es war nicht leicht am 22. Oktober, die Tore des Hauses zu schliessen. Bis zum letzten Au-



Traditionelles Personalfest nach der Saison. Müde, aber glücklich füllen die Mitarbeiter die «Heiligen Hallen», die sonst den Gästen vorbehalten sind.



Maitre d'hôtel Brüllmann am Abschiedsfest beim Anstossen mit seiner frischverheirateten Gattin, Empfangssekretärin im Giessbach.



Ulrike Knöcklein, *Chef de réception*, und Direktor Fritz Kreis: Beide sind froh und traurig zugleich, dass die Saison zu Ende ist.

genblick herrschte Leben und Stimmengewirr in den sonnigen Hallen und Sälen, wurden Hände geschüttelt, Adressen ausgetauscht, wurde noch einmal und noch einmal Abschied genommen.

Müde, aber zu Recht mit Stolz feierte die Belegschaft am Abend des 23. Oktober das traditionelle Personalfest im Grünen Saal. Franz Weber dankte den über achtzig Mitarbeitern für ihren beispiellosen Einsatz. «Als Erste sollen Sie heute die Zahlen erfahren, die wir in dieser Saison erwirtschaften konnten. Der erzielte Umsatz übertraf denjenigen vom letzten Jahr um 1,15 Mio. und erreichte somit die nie gehante Höhe von Fr. 4 182 234.–»

Aber gestatten wir uns noch eine weitere Kostprobe aus dem «Weltwoche»-Verriss von 1984. In der Rückschau wird die Desinformationspolitik des Zürcher Wochenblattes erst so richtig deutlich. Prüfen Sie selbst:



Die roten Sessel setzen im gedämpften Braun, Grün und Beige des Speisesaals den warmen, fröhlichen Akzent.

...suchen wir über die Lieferantentreppe, durch Fluchten frösteliger Säle über knarrende Bretterböden in düsteren Gängen Zimmer 105. Stolpernd über dreibeinige Stühle schwemmt uns die Dunkelheit in den Speisesaal. Aus den vergilbten Wänden starren nackte Kabelenden. Glas knirscht unter den Schuhen, und auf dem mattgetretenen Parkett liegen kopfüber Tische, winden ihre Schneckenfüsse ins kalte Leere hinaus. Im Zimmer kleben die alten, verschnarchten Tapeten, das heisse Wasser kommt kalt. Schrecklich,

Fortsetzung auf Seite 41



Prachtvoller Wandschmuck und exklusive Möbel in der Eingangshalle. Der barocke Spiegel ist eine Leihgabe von Stiftungsrat Rudolf von Fischer; die geschnitzte Bank ein Geschenk der Familie Meier, Würenlingen.





Grandhotel Giessbach

SAISON 1990

Programm der kulturellen und gesellschaftlichen Anlässe

Auskunft und Reservation:
Grandhotel Giessbach, 3855 Brienz – Tel. 036/51 35 35

- | | |
|--|--|
| Sonntag, 29. April | <i>Offizielle Eröffnung</i> |
| Sonntag, 6. Mai | <i>Frühlingskonzert,</i>
Musik von Johann und Josef Strauss |
| Montag bis Samstag
14. bis 19. Mai | <i>Vegetarischer Kochkurs</i> unter der Leitung
von Küchenchef Stefan Lanz |
| Sonntag, 20. Mai | « <i>Unsterbliche Melodie</i> », Chopin-Konzert |
| Samstag, 26. Mai | « <i>Grüss' mir mein Wien!</i> », Wiener Abend
(Fr. 95.– pro Person) |
| Sonntag bis Samstag
27. Mai bis 2. Juni | <i>Zeichen- und Malkurs</i>
mit Herrn Grieb |
| Sonntag, 3. Juni | « <i>Terrasse am Meer</i> »,
Romantisches Salonkonzert |
| Sonntag bis Sonntag
10. bis 17. Juni | <i>Frühlingstennisplausch</i>
unter der Leitung von Herrn Grossmann |
| Sonntag, 17. Juni | « <i>Leise flehen meine Lieder</i> »,
Schubert-Abend |
| Samstag, 23. Juni | Operettenabend « <i>Maske in Blau</i> »
(Fr. 120.– pro Person) |
| Sonntag, 1. Juli | « <i>Eine kleine Nachtmusik</i> »,
Mozartkonzert |
| Sonntag bis Sonntag
1. bis 8. Juli | <i>Sommertenniswoche mit Giessbach-Cup</i>
unter der Leitung von Herrn Grossmann |
| Sonntag, 15. Juli | <i>Kasperlitheater</i> 16.00 Uhr |
| Samstag, 21. Juli | <i>Sommernachtsball</i> (Fr. 120.– pro Person) |
| Mittwoch, 1. August | <i>Volkstümlicher Abend</i>
(Fr. 75.– pro Person) |
| Sonntag, 5. August | <i>Konzert des Ludus-Ensemble</i> (16.30 Uhr) |
| Samstag, 18. August | <i>Bal Soir de Paris</i> ,
von Franz Weber persönlich organisiert
(Fr. 120.– pro Person) |
| Sonntag, 19. August | « <i>Sommer auf Schloss Hof</i> », Serenade |
| Samstag, 1. Sept. | <i>Ländti-Fest am Quai</i> |
| Sonntag, 2. Sept. | « <i>Prélude</i> » Kammerkonzert |
| Samstag, 15. Sept. | « <i>Chez Maxim's</i> » Gala-Abend
(Fr. 120.– pro Person) |
| Sonntag, 16. Sept. | <i>Kammerkonzert des Ludus-Ensemble</i>
(16.30 Uhr) |
| Sonntag bis Sonntag
23. bis 30. Sept. | <i>Herbsttennisplausch</i>
unter der Leitung von Herrn Grossmann |
| Sonntag, 7. Okt. | « <i>Bei einem Tee à deux</i> »
Nachmittagstee und Konzert |
| Montag bis Samstag
8. bis 13. Okt. | <i>Fitnesswoche</i> |
| Samstag, 13. Okt. | <i>Zigeuner-Abend</i> (Fr. 95.– pro Person) |
| Sonntag, 21. Okt. | « <i>Die Puppenfee</i> »
Kammerkonzert und Ballett |
| Montag bis Samstag
22. bis 27. Okt. | « <i>Vollwertig in den Winter</i> »,
Kochkurs unter der Leitung von
Küchenchef Stefan Lanz |
| Samstag, 27. Okt. | <i>Saisonschlussball</i>
(Fr. 120.– pro Person) |
| Sonntag, 28. Okt. | Offizielle <i>Schliessung</i> um 17.00 Uhr |

Kleine Änderungen vorbehalten



Wahrzeichen der Giessbachbar: die beiden nostalgischen Lampendamen. Franz Weber hat die exklusiven, von allen Gästen bewunderten Einzelstücke in einem Atelier für Kunsthandwerk in Vézelay (F) gefunden.



Alexander Koumis, der begnadete Chopin-Interpret, in Giessbach zu Gast.



Abschied vom Sommer in Giessbach-See.

Fortsetzung von Seite 39

nachts pinkeln zu müssen. Den langen Gang hoch über rohe Planken, auf denen noch der Läufer fehlt. Es reizt, das Haus ist leer, von der Terrasse aus durchs Gitter Richtung Giessbach zu machen. Nass ist's ohnehin da draussen, der Strahl nicht zu hören im Schnellzugsetöse. Schwere Regentopfen klatschen auf den Rücken. Finstere Trostlosigkeit. (...) Franz Weber rettet einen Haufen Gips und Rost vor dem letzten Zubiss der Zeit.»

Danebengezielt

Wie soll man auf den Pinkeljournalismus der «Weltwoche» anders reagieren als mit einem Achselzucken: Denn nicht nur das wegen seiner hochstehenden Leistungen immer gefragtere Touristenrestaurant verzeichnete einen Grosserfolg, auch die Nachfrage nach den romantischen und komfortablen Zimmern stieg beträchtlich. Über die ganze Saison verteilt, betrug die Bettenbelegung 72,5 Prozent (im Vorjahr 53 Prozent).

Doch nur gerade der Fassade wollte das Zürcher Blatt 1984 noch eine Daseinsberechtigung zugestehen:

«Selbst wenn Weber keine neuen Funktionen mehr fände für das Haus, selbst wenn er an der Finanzierung scheitern sollte, die Fassade wenigstens müsste stehen bleiben. Wenn's nur die Fassade wäre mit gähnenden Fensterlöchern, als potemkinsches Blendhotel, bengalisch bunt beleuchtet

nachts wie einst die sieben Fälle für zahlende Betrachter.»

Wer zuletzt lacht, lacht am besten. Seit der Giessbach 1983 von Franz Weber gerettet und im Mai 1984 nach fünfjähriger Schliessung wieder in Betrieb gesetzt wurde, verzeichnet unser Grandhotel einen stetigen Aufschwung. Während der Umsatz 1984 Fr. 736970.- betrug, stieg er 1985 bereits auf Fr. 1154488.- und 1986 auf Fr. 1438650.-. Ein weiterer Sprung nach vorn gelang 1987 dank einer mehr als verdoppelten Kapazität durch den Wiederaufbau zweier im letzten Jahrhundert durch Brand zerstörten Hotelflügel. 35 neue Gästezimmer und zwei grosse, moderne Konferenzräume wurden dadurch gewonnen, was den Saisonumsatz um über eine Million auf Fr. 2698170.- ansteigen liess. Der 1988 erzielte Umsatz von Fr. 3026924.- wurde von Experten bereits als aussergewöhnlich betrachtet. Dass das Hotel 1989 nochmals einen derartigen Aufschwung erreichen würde (Fr. 4182234.-), und dies in nur knapp sechs Monaten, daran glaubten nur Franz und Judith Weber.

Im kommenden Winter wird im Giessbach die Küche erweitert, um den ständig wachsenden Besucherzahlen von Restaurant und Hotel gerecht zu werden. Und an ganz besonders idyllischer Lage des Hauses wird ein Speisesaal für die logierenden Hotelgäste eingerichtet.

Am Tag der Wiedereröffnung, dem 30. April 1990, wird somit unser Grandhotel noch mehr bieten können als je zuvor.

Judith Weber

Ein sinnvolles Weihnachtsgeschenk

Giessbach-Namenaktien, ein Geschenk von bleibendem idealistischem Wert, aber auch von steigendem finanziellem Interesse.

Wer Namenaktien aus dem Besitz der Stiftung Giessbach dem Schweizervolk erwirbt oder schenkt, hilft nicht nur mit, den Giessbach schuldenfrei zu machen, sondern nimmt auch teil am wirtschaftlichen Erfolg des Unternehmens.

Ich erwerbe aus dem Aktienstamm der **Stiftung Giessbach dem Schweizervolk**

..... Giessbach-Aktien à Fr. 500.- + Fr. 15.- eidg. Stempelgebühr: Fr. 515.- = Fr.

und überweise den entsprechenden Betrag auf **PC 30-55-3** der **Stiftung Giessbach dem Schweizervolk**. (Die Aktie(n) wird (werden) Ihnen innert 10 Tagen nach Eingang Ihrer Zahlung mit eingeschriebenem Brief zugestellt.)

Name Vorname

Strasse PLZ, Ort

Datum und Unterschrift

Bitte einsenden an:
Stiftung Giessbach dem Schweizervolk – Chemin Dubochet 11, 1815 Clarens



DIESE INITIATIVE WIRD DURCH ÜBER 300 ÄRZTE UNTERSTÜTZT!

ÄRZTE FÜR DIE ABSCHAFFUNG DER TIERVERSUCHE (ILÄAT)

EIDGENÖSSISCHE VOLKSINITIATIVE «ZUR ABSCHAFFUNG DER TIERVERSUCHE»

(im Bundesblatt veröffentlicht am 17. Oktober 1989)

Die unterzeichneten stimmberechtigten Schweizer Bürgerinnen und Bürger stellen hiermit, gestützt auf Art. 121 der Bundesverfassung und gemäss dem Bundesgesetz vom 17. Dezember 1976 über die politischen Rechte, Art. 68ff, folgendes Begehren.

I. Die Bundesverfassung wird wie folgt ergänzt:

Art. 25ter (neu)

1. Tierversuche mit informativer, diagnostischer, wissenschaftlicher, prophylaktischer, therapeutischer oder wirtschaftlicher Zielsetzung sowie für Lehr- und Lernzwecke, und die sich auf die Humanmedizin beziehen, sind auf dem Gebiet der Eidgenossenschaft verboten.
Das Verbot gilt auch für Wirkungs-, Wirksamkeits- oder Verträglichkeitsprüfungen, die am Tier vorgenommen werden. Darunter fallen auch Prüfungen auf Giftigkeit, auf Eigenschaften einer Substanz, die das Erbgut verändern (Mutagenität), Tumoren erzeugen (Kanzerogenität) oder die Fruchtbarkeit beeinträchtigen (Fertilität) und die Leibesfrucht schädigen (Teratogenität).
2. Das Verbot von Tierversuchen erstreckt sich auch auf:
 - a) die Grundlagen- und die Verhaltensforschung;
 - b) die veterinärmedizinische Forschung;
 - c) die militärische Forschung, die Weltraumforschung, die Nuklear- und Strahlenforschung;
 - d) die Erforschung und Fabrikation von sämtlichen Verbrauchsgütern, von industriellen und kommerziellen Gütern aller Art, mit inbegriffen sämtliche Kosmetika, Seren und Impfstoffe; und jegliche weitere Produktion für die Humanmedizin;
 - e) die Genmanipulation an Wirbeltieren einschliesslich an Hybriden und Chimären.

II. Die Übergangsbestimmungen der Bundesverfassung werden wie folgt ergänzt:

Übergangsbestimmungen Art. 19 (neu)

Wer Art. 25ter der Bundesverfassung verletzt, wird mit Gefängnis oder Busse bestraft.

BEFOLGEN SIE BITTE DIE ANGABEN FÜR DIE UNTERSCHRIFTENSAMMLUNG:

1. Nur Schweizer Bürger(innen), die volljährig und stimmberechtigt sind, können unterzeichnen;
2. Vorname und Name, Geburtsjahr und Adresse müssen vollständig und eigenhändig, persönlich geschrieben angegeben werden. Gänsefüsschen sind untersagt;
3. Auf der Liste können nur Stimmberechtigte unterzeichnen, die in der genannten Politischen Gemeinde wohnen: der Name der Gemeinde muss am Kopf der Liste vermerkt werden;
4. Wer das Ergebnis einer Unterschriftensammlung für eine Volksinitiative fälscht, macht sich strafbar nach Art. 282 des Strafgesetzbuches.

KANTON:

POLITISCHE GEMEINDE:
(Samt Postleitzahl)

Bitte handschriftlich und in Bockschrift:

Nr.	NAME	VORNAME	Geburtsjahr	Wohnadresse (Strasse, Nr.)	Kontrolle (leer lassen)
1					
2					
3					
4					
5					
6					

Ablauf der Sammelfrist: 17. April 1991.

Die unterzeichnete Amtsperson bescheinigt hiermit, dass die (Anzahl) Unterzeichner der Volksinitiative in eidgenössischen Angelegenheiten stimmberechtigt sind und ihre politischen Rechte in der erwähnten Gemeinde ausüben.

Stempel Die zur Bescheinigung zuständige Amtsperson:
(Unterschrift und amtliche Eigenschaft und Amtsstempel)

.....,den.....

INITIATIVKOMITEE – Das Initiativkomitee, bestehend aus nachstehenden Urhebern, ist berechtigt, diese Volksinitiative mit einfacher Mehrheit zurückzuziehen:

Dr. Milly Schär-Manzoll, Präsidentin ATRA und OIPA, Generalsekretärin der ILÄAT, Vorstandsmitglied der AKTIONSGEMEINSCHAFT SCHWEIZER TIERVERSUCHSGEGNER, Präsidentin des Initiativkomitees, «Casa Orizzonti», 6517 Arbedo; **Dr. med. Werner Nussbaumer**, Arzt, Präsident der Tessiner Sektion der schweizerischen Gesundheitszentrale, Präsident der «Ärzte für Umweltschutz», Mitglied der ILÄAT, Vicolo Gesora 9, 6929 Gravesano; **Dr. Edgard Bieri**, Alternativmedizin und Akupunktur, Dr. phil. und Soziologie, Mitglied der ILÄAT, Via Monescia 30, 6612 Ascona; **Dr. med. vet. Henri-Louis Stauffer**, Tierarzt, Mitglied der ILÄAT, Nussbaumstr. 19, 8330 Pfäffikon; **Dr. pharm. Gabriella Hunger-Ricci**, Pharmakologin, Spezialistin für Kosmetologie, Mitglied der ILÄAT, Via ai Grotti, 6925 Gentilino; **Roland Merz**, Präsident AU NOM DE LA CREATION, rue du Môte 40, 1201 Genf; **Richard Koller**, Präsident ZÜRCHER ARBEITSKREIS GEGEN TIERVERSUCHE, Magdalenenstr. 46, 8050 Zürich; **Pierrette Guisan**, Medizinssekretärin, Av. des Collèges 15, 1009 Pully; **Gianmarco Salvadè**, Dozent im Lyceum von Lugano, Via della Pergola 7, 6962 Viganello; **Valérie Balter**, Tierpflegerin, Präsidentin TIERHILFSWERK ST.FRANZISKUS, Vorstandsmitglied der ATRA und der AKTIONSGEMEINSCHAFT SCHWEIZER TIERVERSUCHSGEGNER, Napfgasse 4, 8001 Zürich; **Agathe Rona**, Übersetzerin, Vorstandsmitglied der AKTIONSGEMEINSCHAFT SCHWEIZER TIERVERSUCHSGEGNER, 6926 Riva San Vitale; **Verlano Binzoni**, Krankenpfleger, Geriatrie-Assistent, Vorstandsmitglied der ATRA, Via al Ramo, 6513 Monte Carasso.

WISSENSCHAFTLICHES PATRONATSKOMITEE – Diese Initiative wird durch über 300 Ärzte, Forscher, Apotheker, Veterinäre, Universitätsprofessoren, Leiter von Spitälern in der Schweiz und weiteren 20 Ländern aus 4 Kontinenten unterstützt. Unter ihnen erwähnen wir im besonderen **Herrn Prof. Dr. med. ANDRE PASSEBECQ** (Professor an der Universität von Paris und Präsident der ILÄAT) und den gesamten wissenschaftlichen Vorstand der ILÄAT.

Begründung

Das Bedürfnis nach einer auf den Menschen zugeschnittenen Medizin, einer Sanitätsreform im Interesse des Kranken, und einer besseren Garantie für unsere Gesundheit, wird von vielen Mitbürgern empfunden.

Die Tierversuche liefern unzuverlässige, chaotische, nicht-wissenschaftliche und nicht auf den Menschen übertragbare Resultate. Die pharmakologischen, chirurgischen, impfstofflichen und ökologischen Katastrophen sind ein unwiderlegbarer Beweis dafür. Die unseligen Folgen der Tierversuche rächen sich an unserer Gesundheit durch den Gebrauch von schädlichen und schädigenden Heilmitteln, durch die den Boden, die Luft, das Wasser und die Umwelt verseuchenden giftigen Substanzen. Ein sehr hoher Prozentsatz von Konsumgütern wird an Tieren getestet (Pestizide, Waschmittel, Kosmetika, Farbstoffe, Lebensmittelzusätze usw., nebst den Heilmitteln und Impfstoffen) mit der Folge, dass diese Produkte Substanzen enthalten, die dem Menschen Krebs, Leukämie, Lähmungen und andere schwere Krankheiten verursachen.

Es bestehen natürliche Vorbeugungs- und Heilmethoden. Diese sind wirkungsvoll, harmlos und nicht teuer; doch die chemische Industrie bekämpft sie aus Angst, ihre grossen Gewinne einzubüssen. Inzwischen dient ein Teil unserer Steuergelder dazu, diese höchst schädliche Forschung an Tieren zu finanzieren.

Das schweizerische Tierschutzgesetz sowie auch das Programm der «3 R» und die Initiative des Schweiz. Tierschutzes tragen dazu bei, die Situation zu verschlimmern, da sie die mutmassliche Nützlichkeit der Tierversuche anerkennen. Dies ist aus wissenschaftlicher Sicht nicht nur falsch, sondern wir stellen die Zukunft unserer Nachkommen und die Umwelt, in der sie leben müssen, in Frage, falls wir diese These akzeptieren. Tatsächlich versuchen die Befürworter der Tierversuche, durch Gesetze und zweideutige Massnahmen die Tierversuche zu verwirklichen, indem sie diese von der Bewilligungspflicht ausschliessen, sie liberalisieren und indem sie es ermöglichen, dasselbe Tier mehrfachen Versuchen zu unterwerfen.

Die Ärzte, Forscher, Veterinäre und Apotheker, die Universitätsprofessoren und Spitaldirektoren, die Mitglieder ILÄAT sind, verlangen die Abschaffung der Tierversuche als wissenschaftliche, soziale und ethische Notwendigkeit. Es ist eine aktuelle und dringende Forderung zum Schutz einer der grundlegendsten Ansprüche der Menschheit: jenem auf Gesundheit.



Ganz oder teilweise ausgefüllte Listen zurücksenden an:
Frau Schär-Manzoll, «Casa Orizzonti», 6517 Arbedo.





Prinz Charles klagt an. (Aus seinem Buch: «A vision of Britain!»)

Prinz Charles, der zukünftige britische König, erhebt sich mit Nachdruck gegen die Zerstörung und Verunstaltung der englischen Städte durch eine brutale und seelenlose Architektur. Er prangert die Verarmung und Uniformierung kultureller Werte an, kurz: den Verlust des Gesichts und der Schönheit der Städte seines Landes.

Wir können dem britischen Thronfolger nur beipflichten, denn was er heute verurteilt, verurteilte Franz Weber schon 1977 in Paris, 1978 in Delphi und 1980 in Hannover.

Wir veröffentlichen nachstehend wesentliche Auszüge aus dem Vortrag, den Franz Weber in Hannover hielt. Seine Ausführungen sind heute wie vor 10 Jahren von brennender Aktualität.

Da Franz Weber jedoch nie um des Redens willen spricht, sondern für jedes von ihm aufgeworfene Problem eine Lösung sucht, hat er auch im gegebenen Fall mit seiner Equipe eine solche ausgearbeitet, nämlich das berühmte Projekt **Hügelstadt Sonnenberg**.

Vortrag von Franz Weber am 13. Juni 1980 in der Stadthalle von Hannover anlässlich der Ökologischen Tagung

«Schluss mit dem Raubbau der Städte»

Meine Damen und Herren!

Der Titel meines Referats widerspiegelt ein vordringliches Anliegen aller umweltbewussten Erdensbürger, also auch ein Anliegen von vielen Millionen Bundesbürgern.

Nennen Sie mir eine Stadt, die nicht an der sie umgebenden Landschaft, die nicht an ihrer eigenen Substanz Raubbau getrieben hat. Sie werden mir keine nennen können. Die Substanz einer Stadt ist alles das, was diese

wohnlich, schön, heimlich, menschengerecht – **lebenswert** macht: es sind die Bäume, die Blumen, die Dächer, die Erker, es sind Brunnen, Fenster, Treppen, Plätze – nicht Parkplätze – Läden und Geschäfte, stille Strassen und

laute Strassen – nicht durchlärmte Strassen –;

es sind Promenaden, Winkel und Durchblicke, Restaurants und Cafés, es sind Wasserläufe, Brücken, auf denen man flanieren kann, nicht öde Betonbrücken, bei

deren Betreten man in seelische Atemnot kommt, Brücken, die kurzweilig, lebensgerecht, menschengerecht sind;

es sind friedliche Vorstädte, die vor der Stadt ihre Gärten ausbreiten;

es ist der harmonische Blick auf die Stadt vom Waldrand, vom Hügel aus, der ungestörte Blick auf die rot-, braun-, grünlich- oder grauschimmernden Dächer, auf die Kuppeln, die Türme;

es ist eine Landschaft, die sich um die Stadt bettet, die Stadt flankiert und im Wert erhöht, nicht eine Landschaft, die sich wie Ausatz um die Stadt lagert – als Ausatz, der von der Stadt hinausgeschleppt, ausgespuckt wurde und sich weiterfrisst in Form von Silos, Strassenöde, Neonfluchten, Wohnghettos;

es ist eine Landschaft, die Landschaft, Natur geblieben ist; es ist eine Stadt, die Stadt, Wohnstatt geblieben ist.

Sie finden, dass ich träume? Wer das findet, ist bereits dem Leben entfremdet.

Nein, Sie finden nicht, dass ich träume. Meine Schilderung entspringt der Realität meines Herz gebliebenen Herzens, meines Geist gebliebenen Geistes, meiner Vernunft gebliebenen Vernunft.

Auch Sie sind Realisten der Lebensnotwendigkeit, des Lebens-

gleichgewichtes, der Lebenswürde. Deshalb nehmen Sie an dieser ökologischen Tagung teil. Und Sie nehmen daran teil, weil Sie den Rahmen der Betonwerte und der Betonlichés, in den man uns seit dreissig Jahren hineingezwängt hat, sprengen, zertrümmern wollen.

Kürzlich wurde ich von einem alten Schulkameraden, der heute in der Legislative des Kantons Basel-Stadt eine führende Rolle spielt, als Nostalgiker abgekanzelt – ganz einfach deshalb, weil ich ihm klarzumachen versuchte, er sei mitschuldig an der fortschreitenden Zerstörung der Substanz meiner Heimatstadt.

«Heute sind Hochhäuser gefragt, autogerechte Strassen», sagte er, «nicht verträumte Winkel, Biedermeier-, Barock- oder Jugendstildyllen.»

Er hat nicht gemerkt, dass es mir nicht um ein Schematisieren, sondern um echte Lebensqualität, um die Wohnlichkeit, um die Prinzipien der Schönheit geht.

«Wenn irgendwo in der Welt die Schönheit stirbt, stirbt etwas in uns, und die ganze Welt wird ärmer», schreibe ich in meinem Bugh «Die gerettete Landschaft». Schönheit ist eine Liebesformel, ein elementarer Teil der Liebe. Liebe ist Schönheit und Schönheit ist Liebe.

Schönheit ist keine Geschmackssache. Schönheit ist ein fundamentales, unverwechselbares, unverrückbares Gesetz.

So können wir ohne weiteres behaupten, und ich sagte das unter Applaus schon vor zwei Jahren in Delphi am Internationalen Symposium «Landschaftsschutz und Architektur», dass die aktuelle Architektur mit ihren stereotypen, kubistischen Formen naturwidrig und daher lebensfeindlich ist. «Die Natur, deren schaffende, schöpferische Kraft das Gesetz der Schönheit als unerlässliches, lebensspendendes Prinzip innewohnt, bringt keine solchen Linien hervor...»

Auf unserer Suche nach Schönheit in jedem Lebensbereich, also auch in der Städteplanung, in der Architektur, müssen wir uns von der Natur leiten lassen. Die Schönheit in der Natur ist ein perfektes Zusammenspiel lebendiger Linien, Formen und Farben.

Welcher Architekt nimmt sich, bevor er seine Pläne entwirft, heute noch die Zeit, eine Häuserzeile, einen Platz, die Stadtlandschaft und die sie umgebende, mehr oder weniger intakte natürliche Landschaft in sich aufzunehmen, innerlich zu erleben, gegenseitig in Beziehung zu setzen?

«Wir haben keine Zeit, uns Zeit zu nehmen», sagen sie, «die schmale Gewinnmarge erlaubt

uns solche Träumereien nicht. Wir sind vom Bauherrn abhängig und der Bauherr lebt vom Profit.»

Dass der Profit die einzige Triebfeder des Bauherrns, also des Baulöwen ist, erkennen wir an der Hässlichkeit unserer Städte, der zersiedelten, dem Betonstrich ausgelieferten Landschaft.

Der Profit ist kurzlebig, egozentrisch, im Profit sind Liebe und Ehrfurcht abwesend. Der Profit ruft nach neuem Profit. Profit um jeden Preis ist kein Gewinn, sondern Verlust und Niedergang.

Diesen Verlust und diesen Niedergang stellt man überall fest. (...) Ob man nun durch Hannover, Dortmund, Köln oder Frankfurt fährt, man glaubt sich irgendwo in Kanada, in Brasilien oder – in Essen.

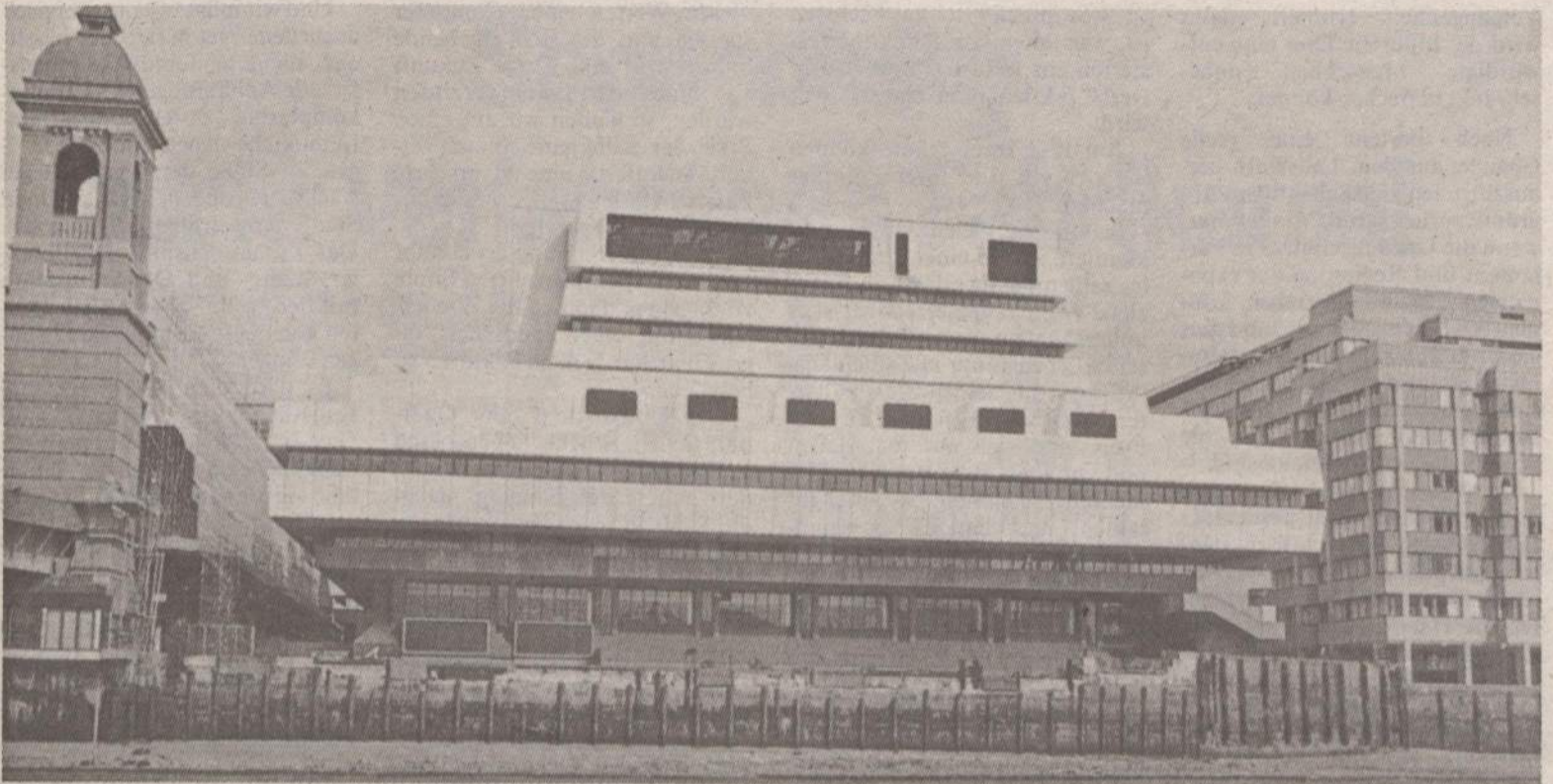
Wo ist die Eigenart Deutschlands, wo ist seine Seele? Wo ist das Gestein, das auf deutschem Boden wächst? Wo ist das Ocker-gelb, wo sind die Rosa-, die verspielten Grau- und Beigetöne? Wo ist das Zusammenspiel von Licht und Schatten? Wo ist Liebe, wo ist Freude, wo ist Ehrfurcht, wo ist Schönheit?

Es ist alles gleich.

Eine Stadt reiht ihre Trostlosigkeit an die andere, von einer Lebensöde rast der Bundesbürger auf der bleisatten Betonautobahn zur andern. Schnell er in Compu-



Britischer Betonfriedhof. (Aus Prinz Charles Buch: «A vision of Britain!»)



Fliegende Untertasse oder Bürosilo? («A vision of Britain!»)

terschnelle von Gortleben nach Seveso.

Bereits heute können wir den Tag absehen, wo fast alles auf unserer kleinen Erde verbaut und zerstört sein wird. (...)

Eine Gesetzgebung muss auf bundesdeutscher Ebene, ja auf europäischer Ebene angestrebt, **durchgesetzt** werden, die eine weitere Verringerung unseres natürlichen Bodens, die Vermarktung der übriggebliebenen alten Substanz unserer Städte verunmöglicht.

Ihre Aufgabe ist es, den Weg zurück zur Vernunft zu suchen, und – wenn Sie ihn gefunden haben – Ihre Mitbürger zurückzureissen.

Uns allen ist es gegeben, Pioniertaten zu vollbringen.

Uns ist es gegeben, der Exekutive und Legislative klarzumachen, dass eine Sache, eine Strasse, ein Gebäude, eine Siedlung nur dann funktionell sein kann, wenn sie den Prinzipien entspricht, die das Leben lebenswert machen. Eine Strasse, deren Verkehr die Bewohner durch Lärm und Abgase in Mitleidenschaft zieht, ist nicht funktionell; ein Gebäude ist trotz Fahrstuhl und allen andern Bequemlichkeiten nicht funktionell, wenn es die Harmonie der Stadt stört.

Die Natur ist in jedem Bereich funktionell, und sie kann in jedem Bereich nur Funktionelles erzeugen. Der Mensch kann Akzente setzen, das Funktionelle der Natur in gewissem Sinne adeln, wie das unsere Ahnen getan haben.

Auch Ihnen ist bestimmt schon aufgefallen, dass unsere Ahnen niemals die Schönheit einer Landschaft zerstörten. Sie haben bemerkt, dass ihre Bauten, ihre

Dörfer, ihre Städte immer selbst zum Blick, zur Aussicht wurden. Und zwar durch Harmonie der Linienführung, der Farben, durch das vollkommene Ineinanderverfließen von Landschaft und Gebäuden.

Unsere Ahnen bauten mit Ehrfurcht. Ihre Sorge und zugleich ihre Freude beim Bauen war immer, der Natur und dadurch Gott zu dienen.

Die Spekulanten und Bauherren aber saugen sich fest wie Blutegel, breiten rücksichtslos ihren Beton aus, reissen die Aussicht an sich, stehlen sie ihren Mitmenschen und pflanzen für immer ihre eigenen Greuel vor die Augen der Welt.

Verglichen mit derjenigen unserer Ahnen, hat unsere Generation fast nur architektonische Schandtaten hervorgebracht. Unsere Generation wird als Generation der Städte- und Landschaftschänder in die Geschichte eingehen, als eine über alle Massen profitgierige Sippe, die vor lauter Komfortsucht das Mass verlor und ihren Kindern in ichbenommener Kurzsichtigkeit einen Teil der Zukunft gestohlen hat.

Wie Sie wissen, haben die historischen Städte Deutschlands weit mehr unter dem Wiederaufbau als unter den Bombardierungen gelitten. Ich möchte als Beweis jetzt nur ein einziges Beispiel anführen: Freiburg im Breisgau. Warum nicht Frankfurt, warum nicht Köln oder eine x-beliebige andere deutsche Stadt, könnten Sie mit Recht fragen? Weil ich den Fall von Freiburg besser kenne als denjenigen von Frankfurt oder Köln und weil ich ihn in meinem Buch «Die gerettete

Landschaft» festgehalten habe, also jetzt nur abzulesen brauche:

«Wir fahren zur Stadt zurück und halten vor dem Münster, einem Kleinod gotischer Baukunst. Der berühmte Basler Jakob Burckhardt hielt seinen Turm für den schönsten Turm der Christenheit. Am 19. November 1944 haben die Alliierten die Stadt bombardiert. Aufklärungsfieger hatten das Münster mit schwebenden Lichtsignalen markiert, mit sogenannten «Christbäumen», damit die Geschwader es verschonen sollten. Keine einzige Bombe traf das Münster – der Rest der Stadt wurde zu achtzig Prozent zerstört. Nach dem Krieg wurde sie zunächst pietätvoll wieder aufgebaut. Man bemühte sich, die Einheit und den Charme des Münsterplatzes und der benachbarten Gassen wiederherzustellen. Aber fünfundzwanzig Jahre nach den Bomben fiel eine junge Architektenstaffel ihrerseits über Freiburg her. Ihr Slogan: «Schluss mit der Nostalgie!» Ihre Devise: «Jetzt wird der Münsterplatz angeknabbert!»

Und dann haben sie grausam verschandelt, was ihre Vorgänger ehrfürchtig wieder aufgebaut hatten. Man kennt diesen Typ arroganter Besserwisser. Sie verachten alles Vergangene. Sie sind von der Kraft ihres Genies und der Fülle ihres Wesens viel zu sehr überzeugt, um sich nicht all ihren Vorgängern haushoch überlegen zu fühlen. Sie wollen nicht einmal gefallen. Sie wollen auffallen, verblüffen. Valéry sagte von den Grossen der Antike: «Sie bemühen sich nicht, aufzufallen, sondern ausführlich betrachtet zu

werden – was ein grosser Unterschied ist. Erstaunen ist kurzlebig; schockieren ist kein langfristiges Ziel. Aber es darauf anlegen, von der Erinnerung wieder hervorgeholt zu werden, ein Bedürfnis schaffen, nochmals betrachtet zu werden, das bedeutet, nicht an den Instinkt des Vorübergehenden, sondern an den Kern des menschlichen Wesens zu appellieren. Ein Werk, das die Menschen zu sich zurückruft, ist stärker als jenes, das sie nur provoziert hat.»

«Schluss mit der Nostalgie!» ist das Leitmotiv der Spekulanten und Städtebauer von heute. Schluss mit der Nostalgie... Mit diesem Cliché glauben manche Behörden, die Verteidiger der Lebensqualität lächerlich zu machen.

Doch was ist Nostalgie im Grunde? Sie ist nichts anderes als der letzte Rest unseres Selbsterhaltungstriebes. Sie ist ein glühender Wunsch nach echter Lebensqualität. Diesen Wunsch zu belächeln oder verächtlich zu machen, ist aber eine bezeichnende Taktik wirtschaftlicher und politischer Machtkomplexe. Da die historischen Stätten und die unberührten Landschaften die letzten Spuren, die pulsierenden und lebendigen Zeugen echter Lebensqualität sind und somit eine Gefahr für Industrie und hemmungslosen Handel darstellen, muss man sie ausmerzen und, um kein Aufsehen zu erregen, ihren Untergang schrittweise, hinterrücks herbeiführen, indem man den wunden Blick langsam an ihr allmähliches Verschwinden gewöhnt. Wenn endlich nichts mehr auf Erden den Menschen an seine

Vergangenheit erinnert, dann wird die Industrie über eine entwürdigte Menschheit unbeschränkt herrschen können.

Noch besteht eine reelle Chance, aus dem Labyrinth herauszufinden, den Schritt vom Abgrund zurückzutun, – aber nur, wenn die Umweltschützer in Parlament und Regierung der exponierten Staaten einziehen können. An Ihnen ist es also, und dies ganz im Interesse Ihres Landes, im Interesse der Bundesrepublik, sich vorzudrängen, Gleichgesinnte mitzureissen – bis die Schalthebel in Ihrer Hand sind.

Sie wissen bis zum Überdruß, dass heute jeder Staatsbesuch der Befriedigung wirtschaftlicher Interessen gilt. Wenn sich zwei Minister zweier verschiedener Staaten die Hand drücken, sprechen sie von Geld, von Atomenergie, von Autobahnen, von Waffenlieferungen, kurz davon, wie man die Welt noch schneller kaputt machen kann.

Diese Feiglinge, diese Opportunisten, diese **Wahlrennfahrer** tun nur das, was ihnen am nächsten

ist, was ihrer Partei am nächsten ist, was ihnen von Direktinteressierten aus Industrie und Baugewerbe diktiert oder eingetrüffelt wird.

Am Bild Ihrer Städte können Sie sich ein Bild Ihrer Politiker machen.

Schon seit vielen Jahren proklamiere ich: In einer Zeit, da alles zahlenmässig erfasst, in finanzielle Werte umgesetzt wird, ist es unumgänglich, dass wir auch unseren Lebensraum in Zahlen ausdrücken, d.h. seinen Preis in harter Währung berechnen. Dieser Preis setzt sich aus materiellen und vor allem immateriellen Elementen zusammen, bei einer intakten Landschaft z.B. aus land- und forstwirtschaftlichem Nutzen, aus Erholungswert, Stille, Schönheit, aus dem Bestand an Pflanzen, Bäumen, Tieren usw. Bei einer Stadt, einem Quartier kann sich der Preis aus Stille, architektonischer Schönheit, Harmonie, Lebensqualität im allgemeinen Sinn, friedlichem Licht- und Schattenspiel, Zusammenfließen der Farben usw. usf. zusammensetzen. Wenn wir mit

diesen Werten einen Computer speisen und die sich ergebende Summe auf eine kurze Zukunft von nur hundert Jahren verzinsen würden, so kämen wir auf einen Preis, der es uns ganz einfach verböte, leichtfertig eine unversehrte Landschaft, leichtfertig ein Quartier, ein Haus zu opfern.

Unsere Berechnungsart erlaubt uns auch, im umgekehrten Sinne vorzugehen, nämlich die Wiederherstellung einer Landschaft, eines Quartiers in allen Faktoren zu berechnen.

Das Umgestalten öder Quartiere in eigentliche Lebensoasen verschafft nicht nur Arbeit, sondern innere Befriedigung, macht die Stadt in jeder Beziehung reicher. Das Heilen geschlagener Wunden in einer Landschaft kommt allen zugute, der Stadt, dem ganzen Land.

Sie müssen, wir alle müssen erzwingen, dass in jedem Land, in der ganzen Bundesrepublik, in ganz Europa spezielle Equipen gebildet werden, deren Aufgabe es ist, Restaurationen und Renovationen fachgerecht, rasch und preiswert auszuführen.

Und wir müssen ganz energisch auch dem Ziel zustreben, hässliche, menschenfeindliche lebensfremde Anhäufungen von Wohnkomplexen durch menschenfreundliche, lebensnahe Siedlungen im Sinne der organisch gewachsenen und deshalb schönen Städte von früher zu ersetzen. Das Zusammenspiel traditioneller Städte- und Dorfkonzepktion mit den technischen Möglichkeiten von heute kann ideale Lösungen bringen.

Es wird dem Handwerk und Kunsthandwerk Auftrieb und neue Impulse geben und dadurch zusätzliche Arbeitsplätze innerhalb des Stadt- und Dorfgefüges schaffen.

Eine Stadt, die bereit ist, ihr Gesicht, ihre Schönheit wieder herzustellen, wird keinen Raubbau mehr an der Landschaft und ihrer eigenen Substanz treiben. Denn von diesem Moment an findet sie ihre seelische und geistige Emanzipation, ihre Stadtwürde.

Franz Weber
in Hannover
13. Juni 1980



Brutal, hässlich, lebensfeindlich: Modernes «Wohnquartier» in England. («A vision of Britain!»)

Sonnenberg sucht verlassenes Fabrikareal

In unserer friedlichen, geordneten Schweiz kommt es wegen der unaufhaltsam steigenden Wohnungsnot immer häufiger zu Demonstrationen und Strassenkrawallen. Spekulanten horten leere Wohnungen, die Abbruchwelle rollt, die ursprünglichen rechtmässigen Bewohner, die der Stadt ihr Gesicht und ihre Seele gaben, werden an die Peripherie abgeschoben. Die Zahl der Obdachlosen steigt. Die Schweiz ist kein Sonderfall. Die ganze industrialisierte Welt ist von der Wohnungsnot erfasst. In Japan sollen zur Bekämpfung der Wohnungskrise und infolge der Bodenverknappung allen Ernstes unterirdische Städte gebaut werden mit riesigen Bildschirmen in den Strassen, auf denen die oberirdische Natur den Bewohnern in Flimmerraten verabreicht wird. Der englische Architekt Hutchinson sagt in einem Interview: «Wir müssen schleunigst eine Million Wohnungen bauen und in die Lösung einer akuten Verkehrskrise 10 Milliarden Pfund investieren. Um in den Gebäuden die nötige Technologie unterzubringen, muss man heute von innen nach aussen bauen.» Aus den eidgenössischen Kammern kommt die Kunde, dass der Ausbau von Estrichen und Dachstöcken neuen Wohnraum für Tausende schaffen könnte. Und so weiter.

Zwei Möglichkeiten stehen uns offen, um der weltweiten Krise im Wohnungs-, Städtebau und in der Raumplanung zu begegnen:

1. Möglichkeit: Wir ergehen uns in hochtrabenden Sprüchen und Betrachtungen über die «Notwendigkeit des Hinterfragens unserer Wachstumsfähigkeit», philosophieren über die «Auseinandersetzung, die zwischen Gesellschaft und Planern» stattfinden müsse, und reden gelehrt über die «Notwendigkeit, den Menschen zu ändern» – und betonieren gleichzeitig, den sogenannten Sachzwängen gehorchend, weiter vertikal in die Höhe und horizontal in die Breite.
2. Möglichkeit: Wir verzichten auf die abgedroschenen, scheinheiligen Phrasen und bauen Hügelstädte.

Für jeden klar denkenden Menschen kann nur diese zweite Möglichkeit in Frage kommen. Denn Hügelstädte, wie wir sie vorschlagen, sind der einzige gangbare

Weg, unseren Ansprüchen an Wohnraum, Komfort und Lebensqualität gerecht zu werden und gleichzeitig den kostbaren Boden und die Natur zu erhalten, ja sogar wieder zurückzugewinnen.

Es muss jedem klar denkenden Zeitgenossen einleuchten, dass das japanische Projekt unterirdischer Städte im Vergleich zur Einfachheit, Rationalität und Logik unserer Hügelstadt eine Entgleisung ist: absurd, widernatürlich, unmenschlich. Bei einer näheren Betrachtung muss auch der vorgeschlagene Ausbau der schweizerischen Dachstöcke als barbarisch bezeichnet werden. Ausbaubare Dachstöcke finden sich vorwiegend in der Altstadt, in Bauernhäusern, kurz in alter Wohnsubstanz. Gerade die am ausbaufähigsten Dachlandschaften gehören zu den prächtigsten und bilden ein Kulturgut, das wir auf keinen Fall preisgeben dürfen. Architekt Hutchinson will für den Bau seiner Million neuer Wohnungen und zur Lösung der parallelaufenden akuten Verkehrskrise «vermehrt auf hochentwickelte Techniken zurückgreifen». Bei seinem Postulat, von innen

nach aussen zu bauen, kommt einem das Grausen. Denn das heisst ja nichts anderes, als dass das äussere Erscheinungsbild der Bauten einmal mehr bedeutungslos werden soll.

Es ist uns unbegreiflich, dass angesichts der akuten Notlage weiterhin stur und zäh an Vorstellungen festgehalten wird, die sich notorischerweise nicht bewährt haben, dass in den alten ausgefahrenen Gleisen weiterdiskutiert wird, Wettbewerbe ausgeschrieben werden, anstatt nach der einfachsten, rationalsten, logischsten Lösung zu greifen: zum Projekt Hügelstadt.

250000 ha heute noch unverbaute Natur- und Kulturlandschaft sind gegenwärtig in der Schweiz als Bauzone ausgeschieden. Eine astronomische Zahl von Quadratmetern. Würde man nach unserem Projekt Hügelstädte bauen, so würde ein Zehntel dieser Fläche genügen, dann könnten die übrigen neun Zehntel zur Sicherung des ökologischen Gleichgewichts erhalten bleiben. Statt dessen wird von Planern und Unternehmern höchstens gerätselt, wo denn eine solche Stadt überhaupt stehen könnte. Dabei

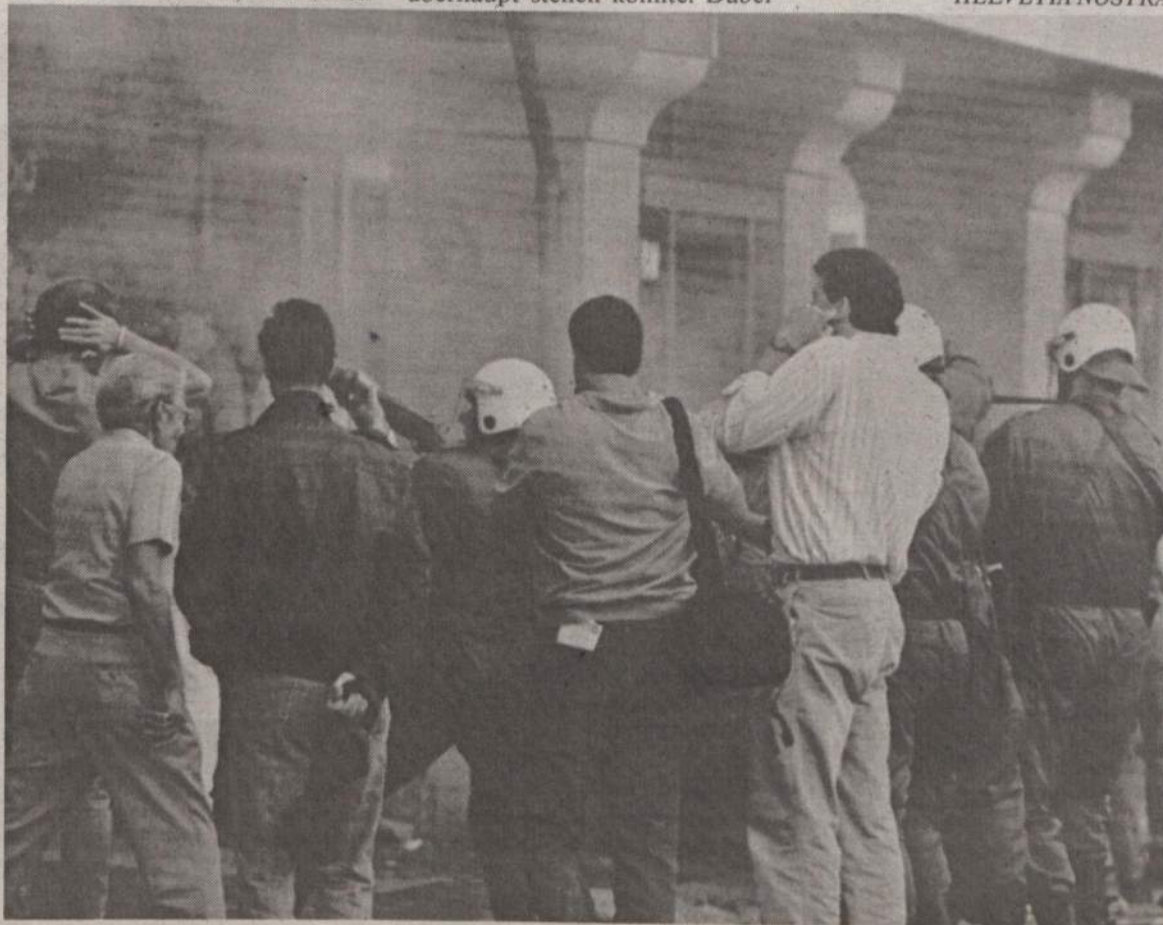
bieten sich die Standorte dutzendweise an: beispielsweise in Bauzonen an den Stadtperipherien, in Landesgebieten, die nach Entwicklung rufen, und, sozusagen als der Weisheit letzter Schluss: auf verlassenen Fabrikarealen!

Handeln, nicht träumen! haben wir in unserer ersten Sonnenberg-Folge ausgerufen. Heute suchen wir ganz konkret ein verlassenes Fabrikareal, weil wir handeln wollen. Weil wir bereit sein wollen für den Bau der Hügelstadt, wenn dank unserer Initiative die Gesetzgebung den Bau erlaubt.

In unserer nächsten Ausgabe bringen wir Einzelheiten zur Planung und Finanzierung der ersten Hügelstadt der Welt im Kunstbau. Für die erste Hügelstadt suchen wir das geeignete Areal. Genau 6,7 Hektaren brauchen wir, um unsere Stadt zu bauen. Eine Gartenstadt, eine Arbeits-, Wohn- und Lebensstadt für 4000 bis 5000 glückliche Menschen.

Wo befindet sich das geeignete Fabrikareal? Wir erwarten kein Geschenk. Wir erwarten ernsthaft Angebote.

FONDATION FRANZ WEBER
HELVETIA NOSTRA



Aufruhr in Zürich als Folge der Wohnungsnot

Wohnungsnot, Bodenverlust, Verödung...

Die Antwort heisst: **Hügelstadt Sonnenberg**

**Haben Sie unsere Initiative schon unterschrieben?
Wenn nicht, tun sie es heute noch!**



HELVETIA NOSTRA und **FONDATION FRANZ WEBER**

Case postale, 1820 Montreux
Tel. 021/964 37 37 - 964 24 24 - 964 42 84

Eidgenössische Volksinitiative

Hügelstadt Sonnenberg

Im Bundesblatt veröffentlicht am 18. April 1989

Die unterzeichneten stimmberechtigten Schweizer Bürgerinnen und Bürger stellen hiermit, gestützt auf Art. 121 der Bundesverfassung und gemäss dem Bundesgesetz vom 17. Dezember 1976 über die politischen Rechte, Art. 68ff (SR 161.1), in Form einer allgemeinen Anregung das folgende Begehren:

Damit dem Auswuchern der schweizerischen Städte und Dörfer und der Verhäuslung und Verarmung der schweizerischen Landschaften durch charakterlose, flächenfressende Überbauungen wirksam begegnet werden kann, schaffen Bundesrat und Parlament die Voraussetzungen zur Errichtung landsparender und phantasievoller Siedlungen in Hügelform.

Auf dieser Liste können nur Stimmberechtigte unterzeichnen, die in der genannten politischen Gemeinde wohnen. Der Bürger, welcher das Begehren unterstützt, unterzeichne handschriftlich.

Wer das Ergebnis einer Unterschriftensammlung für eine Volksinitiative fälscht, macht sich strafbar nach Art. 282 des Strafgesetzbuches (SR 311.0).

Kanton: _____ Politische Gemeinde, PLZ: _____

Bitte handschriftlich und möglichst in Blockschrift ausfüllen

Nr.	Name	Vorname	Geburtsjahr	Wohnadresse (Strasse und Hausnummer)	Kontrolle (leer lassen)
1					
2					
3					

Ablauf der Sammelfrist: 18. Oktober 1990.

Die unterzeichnete Amtsperson bescheinigt hiermit, dass die (Anzahl) _____ Unterzeichner der Volksinitiative in eidgenössischen Angelegenheiten stimmberechtigt sind und ihre politischen Rechte in der erwähnten Gemeinde ausüben.

_____, den _____

Die zur Bescheinigung zuständige Amtsperson
(Unterschrift und amtliche Eigenschaft):

Amtsstempel: _____

Das Initiativkomitee, bestehend aus nachstehenden Urhebern, ist berechtigt, diese Volksinitiative mit einfacher Mehrheit vorbehaltlos zurückzuziehen.

Präsident: Franz Weber, chemin Dubochet 16, 1815 Clarens

Mitglieder: Judith Weber, chemin Dubochet 16, 1815 Clarens
Anton Flachsmann, Seestrasse 27b, 8700 Küsnacht
Maurice Ballmer, 1261 Le Vaud

Jakob Schären, Latten, 3700 Spiez
Erika Reust, Bachmattstrasse 23, 8048 Zürich
Beat Reust, Bachmattstrasse 23, 8048 Zürich

Bitte diese Liste so rasch als möglich vollständig oder teilweise ausgefüllt zurück senden an:
Helvetia Nostra, case postale, 1820 Montreux, welche für die Stimmrechtsbescheinigung besorgt sein wird.

Weitere Listen können bestellt werden bei **Helvetia Nostra**.